

#2 – 2018

# Menschen

Inklusiv leben



Miteinander  
wachsen

Was wollen Jugendliche, was brauchen sie, damit sie ihren Weg in der Gesellschaft selbstbewusst gehen können?

**Aktion**  
MENSCH





**inklusion.de**

## Das Service-Angebot für Lehrer und Pädagogen

Impulse für Ihre inklusive Arbeit: Im neuen Fachportal der Aktion Mensch finden Sie umfassende Informationen, Materialien und gute Beispiele für den Umgang mit Vielfalt im Bildungsalltag.

**DAS WIR GEWINNT**

**Aktion  
MENSCH**

➔ Mehr unter [www.inklusion.de](http://www.inklusion.de)

## Editorial

**S**ich qualifizieren, selbstständig werden, die Persönlichkeit entfalten und eine Position im sozialen Kontext finden: Das sind die großen Aufgaben, vor denen Jungen und Mädchen im Jugendalter stehen, sagt der Jugendforscher Christian Lüders (Seite 28). Die Rahmenbedingungen, unter denen Jugendliche aufwachsen, machen es allerdings zunehmend schwerer, die Entwicklungsaufgaben zu bewältigen. Hoher Leistungs- und Anpassungsdruck, wenig Freiräume, eine Gesellschaft mit wachsenden Gräben sowie Digitalisierung und Globalisierung stellen Jugendliche vor große Herausforderungen (Seite 6). Was brauchen sie, um starke, selbstständige und soziale Persönlichkeiten zu werden?

Zum Beispiel: Vorbilder. Nicht nur Musikstars und Influencer aus den sozialen Netzwerken, sondern auch Menschen aus dem eigenen Umfeld, die Orientierung geben (Seite 86). Viele Jugendprojekte bieten Freiräume, in denen Jungen und Mädchen Selbstbewusstsein und Erfahrungen sammeln können. Einige Beispiele stellen wir vor: von der selbst organisierten Abenteuerreise bis zur inklusiven Schülerfirma (Seite 36). Bemerkenswert: Trotz wenig freier Zeit bringen sich viele junge Menschen gesellschaftlich ein, wollen etwas verändern. Sieben von ihnen haben uns von ihrer Motivation und ihren Projekten erzählt (Seite 66).

Die Erziehungswissenschaftlerin Jutta Schöler plädiert für eine Pädagogik der Vielfalt, die mehr Wert auf die Förderung sozialer Kompetenzen legt (Seite 50). Viele Schulen bundesweit versuchen bereits, sie umzusetzen. Wir haben Schülerinnen und Schüler einer inklusiven Bonner Gesamtschule nach ihren Erfahrungen gefragt (Seite 58). Eine der Antworten lautet: „Zusammen lernt man mehr fürs Leben.“

**Robert Fechner**  
**Stellvertretender Chefredakteur**



### Titel

Christian Loß und Kübra Sekin lernten sich 2014 bei Dreharbeiten zu Webvideos der Aktion Mensch kennen. Jetzt leiten sie Workshops an Schulen, um die Inklusionsidee zu vermitteln.



Wie interessant und nützlich ist unser Magazin? Sagen Sie uns Ihre Meinung! Mehr zur Leserbefragung auf **Seite 85.**



## Seite 66




Abbas Moussa engagiert sich unter anderem im Kinder- und Jugendrat von Iserlohn. Er ist einer von vielen Jugendlichen, die etwas in der Gesellschaft bewegen wollen.



Foto: Frederike Wetzels



# Inhalt

- 6 Die Jugend, kein Traum**  
Nie hatten junge Leute mehr Chancen, zu lernen und zu entdecken. Aber fühlen sie sich deshalb auch freier als frühere Generationen?
- 16 Zwei Räume, ein Haus**  
Wie inmitten der Bremer Hochhaussiedlung Tenever inklusive Jugendarbeit gelingt
- 27 Den Stadtteil mitgestalten**  
Das Projekt „#moabit53“ in Berlin
- 28 Eine gemeinsame Sprache finden**  
Expertengespräch über die Kooperation von Jugend- und Behindertenarbeit
- 36 Gewagt, geschafft, gewachsen**  
Vier Projekte von vielen, die das Selbstbewusstsein junger Menschen fördern
- 42 Selbstverständlich inklusiv**  
In Schwäbisch Gmünd wird die Vernetzung schulischer und außerschulischer Einrichtungen forciert
- 50 „Leistung ist mehr als abprüfbares Wissen“**  
Wir brauchen ein neues Bildungsverständnis, um Menschen stark zu machen für die Anforderungen der Zukunft, sagt die Erziehungswissenschaftlerin Jutta Schöler
- 54 Quatschen macht neugierig**  
Mit inklusiv moderierten Workshops will die Aktion Mensch an Schulen Vorurteile abbauen
- 58 Total normal**  
Was Schüler einer inklusiven Grundschule in Bonn unter Vielfalt verstehen
- 66 Ich will etwas verändern**  
Unpolitisch, konsumorientiert, nur an sich interessiert? Für diese sieben gilt das nicht!
- 74 „Voll schöne Seite hast du“**  
Die Nutzung von Social-Media-Plattformen hat großen Einfluss auf die Ichwerdung. Eine Analyse aus kommunikationswissenschaftlicher Sicht
- 80 Starke Bewegung**  
Ein inklusives Tanzprojekt mehrerer Duisburger Schulen hat bundesweit Leuchtturmfunktion
- 86 Tolle Typen**  
Drei Teenager und ihre Vorbilder
- 90 Ziel: Beruf**  
Wie können Pädagogen, Eltern und Ausbilder Jugendliche unterstützen, einen Ausbildungsplatz zu finden?
- Kunstreich**  
Sechstklässler der Carl-von-Linné-Schule in Berlin fotografierten mit Unterstützung von Sibylle Fendt, was sie stark macht
- 14 Benny**
- 34 Celina**
- 64 Chantalle**
- 
- Standards**
- 96 Mehr wissen**
- 97 Impressum**
- 98 Ausblick: Auf eigenen Beinen**
- 
- Menschen online**  
 Fassungen der Texte in Einfacher Sprache und als Hörausgabe unter:  
[www.aktion-mensch.de/magazin](http://www.aktion-mensch.de/magazin)
- 
-  [www.youtube.com/user/AktionMensch](https://www.youtube.com/user/AktionMensch)
- 
-  [www.facebook.com/aktion.mensch](https://www.facebook.com/aktion.mensch)
- 
-  [www.twitter.com/aktion\\_mensch](https://www.twitter.com/aktion_mensch)



# Die Jugend, kein Traum

Nie ging es uns wirtschaftlich besser als heute. Nie hatten junge Leute aus Industrieländern mehr Chancen, etwas von der Welt zu wissen und zu entdecken. Aber: Fühlen sie sich deshalb auch freier als frühere Generationen? Wissenschaftler und Studienergebnisse sagen Nein. Ein Statusbericht.

---

**Text** Silke Hooek





Foto Stocksy/Rialto Images



**Die Jugend ist ein Mythos.** Sie verheißt alles, wovon Heranwachsende träumen: Abenteuer und Freiheit. Doch längst ist dieses Abenteuer nicht mehr leicht und unbeschwert. Längst sind Jugendliche Teil einer Gesellschaft, in der nichts dem Zufall überlassen wird. Weil jeder Schritt entscheidend sein könnte für die weitere Zukunft, die geplant sein will und für die sich immer früher die Weichen stellen. Doch viele Jugendliche sorgen sich, den Anforderungen einer Gesellschaft, in der Leistung und Flexibilität oberstes Gebot sind, nicht gerecht zu werden. Angst, schon in frühen Jahren zu versagen und den Anschluss zu verpassen, haben vor allem junge Menschen, in deren Familien prekäre Beschäftigung, Arbeitslosigkeit oder Armut Alltag sind. Schwierige Bedingungen, um frei die eigene Persönlichkeit zu entfalten und sich in der Gesellschaft zu positionieren.

Die Digitalisierung spielt in der Welt von heute und morgen eine zentrale Rolle. Sie ist Alltag geworden, hat die Globalisierung befeuert, die Gesellschaft beschleunigt, unübersichtlich und unsicherer gemacht. In diesem Bewusstsein wächst eine Jugend heran, die spürt, dass die Weltordnung sich gerade verändert: Terrorismus, Fanatismus, Flüchtlingsströme, Naturkatastrophen, Ungerechtigkeit, Armut – all diese Themen sind omnipräsent.

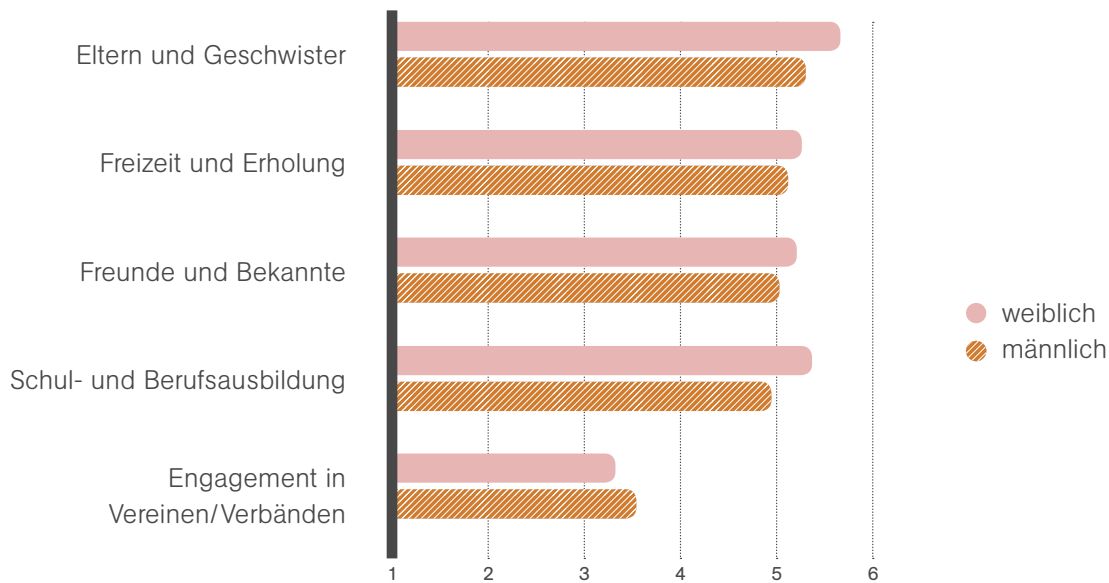
„Junge Menschen stehen unter Druck. Die Eltern wollen etwas von ihnen, die Schule, der Ausbildungsbetrieb, die Universität, der Arbeitgeber, die ganze Gesellschaft. Und nebenbei soll noch die Welt gerettet werden. Das belastet sehr“, beschreibt Tobias Köck, Vorsitzender des Deutschen Bundesjugendrings, das Lebensgefühl.

Jugendliche sind durch den frühen Druck pragmatisch geworden. Jedes Tun wird nach der Verwertbarkeit für das spätere Leben beurteilt. Diese Entwicklung beobachtet auch Prof. Gudrun Quenzel. Die Soziologin und Co-Autorin der Shell-Studie „Jugend 2015“ weiß aber gleichzeitig um die Schwierigkeit dieses Pragmatismus, weil „alle Entscheidungen komplex sind und die Folgen sich nicht wirklich abschätzen lassen“.

Für einen Großteil des 15- bis 24-jährigen Bildungsnachwuchses sind Schüleraustausch, Auslandspraktika und Auslandsstudium fast schon obligatorisch. Junge Menschen sind vernetzt, kommunizieren – auch in Fremdsprachen – über die sozialen Medien mit Menschen aller Herren Länder. Sie leben und nutzen die Digitalisierung, die sowohl in der Arbeitswelt als auch im Privaten nicht mehr wegzudenken ist. Die Bereitschaft, digital und flexibel zu arbeiten – was Ort und Zeit anbelangt –, ist heute eine Voraussetzung für den Einstieg in einen Beruf, der Erfolg verspricht. In der Folge haben viele bildungsorientierte Jugendliche einen vollen Terminkalender, der ihnen kaum noch Zeit lässt, das Leben auszuprobieren, eigene Erfahrungen zu machen und Selbstvertrauen zu entwickeln.

Doch je größer die Flut der Anforderungen ist, desto wichtiger werden zwischenmenschliche Beziehungen, Gesundheit und Sicherheit. Für 69 Prozent der Jugendlichen ist laut Shell-Studie der Freundeskreis das Wichtigste im Leben, gefolgt von der Familie (60 Prozent) und einer glücklichen Partnerschaft (56 Prozent). Gesundheit, ein erfüllender Beruf und ein sicherer Arbeitsplatz stehen ebenfalls ganz oben auf der Prio-

## Wichtige Lebensbereiche



1: „überhaupt nicht wichtig“, 6: „sehr wichtig“

Quelle Jugendstudie 2015 der Friedrich-Ebert-Stiftung, 14–29-Jährige

ritätenliste, genauso wie eine gute Work-Life-Balance. Das Interesse an Umwelt und Politik – nicht jedoch an Parteien und Gewerkschaften – ist gestiegen. Jugendliche nehmen ihr Mitspracherecht bei solchen Themen zum Beispiel in Form von Onlinepetitionen und Kampagnen wahr. Die Digitalisierung hat hier zu einem Mehr an Bewusstsein geführt. Darauf reagieren junge Menschen unterschiedlich: Die einen sind verunsichert mit der Tendenz, sich abzuschotten; die anderen hegen den Wunsch, sich einzumischen für eine bessere und gerechtere Welt.

Ob junge Menschen ihren Platz in der Gesellschaft finden, ob sie einen guten Schulabschluss erlangen, eine Ausbildung oder ein Studium beginnen, hängt in Deutschland immer noch sehr stark von ihrer Herkunft und sozialen Lage ab. Heranwachsende, deren wirtschaftlicher

und gesellschaftlicher Status gut ist, bewerten ihre Zukunftschancen daher positiv, und sie glauben nach Angaben der Shell-Studie auch, dass sich Leistung lohnt (70 Prozent). Auf junge Menschen, deren soziale und wirtschaftliche Lage eher schlecht ist, trifft das nicht zu (36 Prozent). Jeder Zweite aus sozial benachteiligten Gruppen kann nach Angaben des Kinder- und Jugendberichts der Bundesregierung seinen Wunschberuf nicht realisieren. Ähnlich verhält es sich bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit Migrationshintergrund. Auch der Lebensort – Stadt/Land, Ost/West – und die damit verbundene Auswahl an Bildungs- und Arbeitsangeboten entscheidet darüber, ob gesellschaftliche Teilhabe stattfindet oder nicht.

Junge Menschen mit körperlichen und/oder geistigen Beeinträchtigungen >





## *Ständig zwischen Online und Offline zu wechseln, stresst. Aber es scheint alternativlos.*

➤ haben es weiterhin schwer, sich Zugang zu Bildung und zu guten Jobs zu verschaffen. Der Mehrheit der Schulen gelingt es nicht, dass alle Schüler mit ihren jeweiligen Fähigkeiten und Talenten an einem gemeinsamen Unterricht teilnehmen können. Inklusion scheitert oft bereits an baulichen Voraussetzungen.

Junge Frauen nehmen subtil wahr, dass ihr Geschlecht noch immer ein wesentlicher Grund für Ungleichheit ist. Geschlechtsspezifische Rollenzuschreibungen sind weitverbreitet und offener Sexismus nimmt zu. Die online leicht und jederzeit verfügbare Darstellung von Sex(-Praktiken) sowie Dating-Apps können bei Jugendlichen den Eindruck verstärken, dass Sex auch ohne romantisch-partnerschaftliche Erfahrungen normal ist. Das verstärkt ein falsches Bild – ein Bild von Männern und Frauen, die einzig und allein zueinander finden, um Sex zu haben.

Die Jugend von heute agiert in einer heterogenen Gesellschaft, in der Menschen mit und ohne Migrationshintergrund leben, in der traditionelle Familienstrukturen mit Patchwork konkurrieren, in der Menschen religiös sind

oder nicht und die unterschiedlichsten Dinge gut finden oder ablehnen. Die Jugendlichen leben in einer Gesellschaft, in der die Digitalisierung das Privatleben bestimmt. Sie wechseln ständig zwischen On- und Offline, aus Angst etwas zu verpassen oder isoliert zu sein. Das stresst – aber scheint alternativlos. Sie nutzen die Technologie, um zu spielen oder sich zu informieren und um sich in Videos und Fotos selbst zu inszenieren. Häme, üble Nachrede – kurz: Mobbing – ist die Kehrseite der praktizierten Selbstdarstellung. Um sich dem zu entziehen, müssten Jugendliche bereits in der Schule digitale Kompetenz erwerben. Doch hier fehlt es häufig an Fachkräften und manchmal am Willen der Schulleitung, das Thema „Leben im Netz“ als Unterrichtsstoff zu implementieren. Die Jugend von heute, die Erwachsenen von morgen, werden in einer Welt leben, in der es viele Möglichkeiten gibt – sich zu bilden und sich auszuprobieren. Aber die Suche nach dem Was und dem Wie ist auch angesichts des World Wide Web nicht leichter geworden. Die Gefahr, sich zu verlieren im Überangebot an Möglichkeiten, ist groß. Sicher ist nur, dass nichts sicher ist – weder der erlernte Beruf, noch die eigenen Daten. ➤

# Jugend heute – so sieht's aus

## Ausbildungsplätze und Hochschule

**532.300**

Ausbildungsverträge wurden 2017 geschlossen.

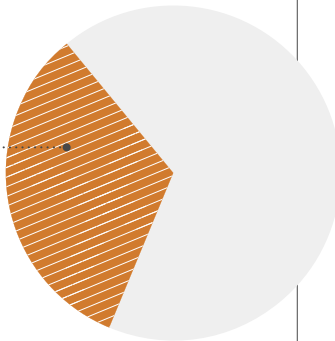
**439.846**

Jugendliche erwarben 2017 eine Hochschulzugangsberechtigung.

## Optimismus für die Zukunft

**33 %**

der Jugendlichen aus der sozial schwächsten Schicht sind optimistisch, was ihre Zukunft betrifft.



Dagegen blicken **74%** der Jugendlichen aus der oberen Schicht zuversichtlich in die Zukunft, bei den jungen Leute aus der Mittelschicht sind es **52%**.

## Verfügbare Freizeit von Jugendlichen

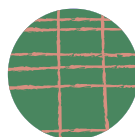
Über 14-Jährige hatten 2014 durchschnittlich **3 Stunden und 43 Minuten** freie Zeit an Werktagen.



Rund zwölf Jahre früher hatten 15- bis 20-jährige Mädchen durchschnittlich **5 Stunden und 45 Minuten** Freizeit (2001/2002).



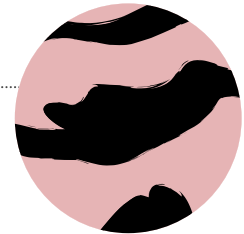
Bei den 15- bis 20-jährigen Jungen waren es 2001/2002 durchschnittlich **6 Stunden und 45 Minuten** Freizeit.



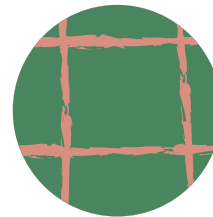
## Politisches Interesse

2015 gaben 14- bis 29-Jährige an:

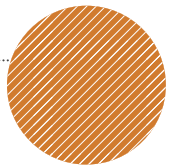
**76 %**, dass sie kritisch konsumieren.



**70 %**, dass sie an Demonstrationen teilnehmen.



**56 %**, dass sie mithilfe von Onlinepetitionen protestieren.



## Inklusion

Von 50.000 Schulabsolventen mit Förderbedarf finden nur

**3.500**

einen Ausbildungsplatz.

Im Schuljahr 2016/2017 haben rund **7,3 Millionen** Schülerinnen und Schüler eine allgemeinbildende Schule bis Klasse 9/10 besucht.

**Circa 318.000**

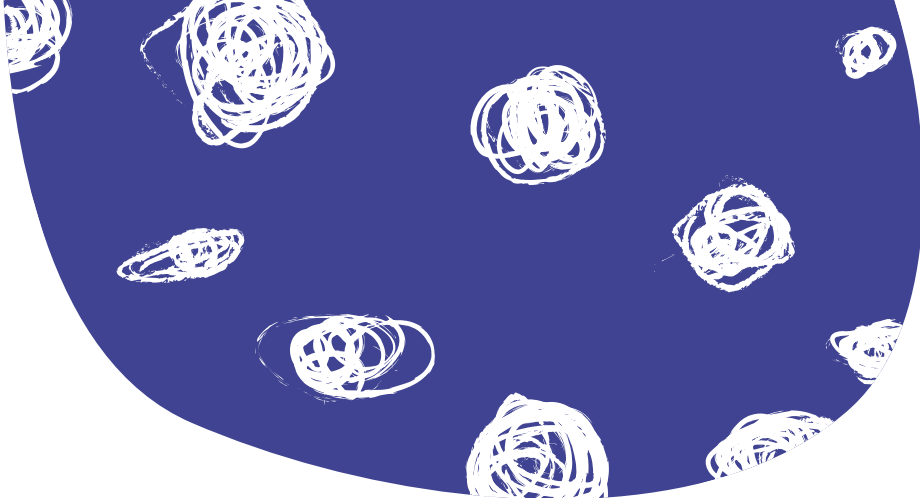
von ihnen besuchten Förderschulen. Das waren **4,3%** aller Schülerinnen und Schüler.

**Circa 206.000**

weitere Kinder und Jugendliche an Regelschulen hatten Förderbedarf. Das waren **2,8%** aller Schülerinnen und Schüler.

**Quellen** Statista; www.unicum.de, Ausbildungsscheck 2018; Shell Jugendstudie 2015; Stiftung für Zukunftsfragen – Eine Initiative von British American Tobacco, 2014; Bertelsmann Stiftung (Hrsg.): Inklusion in der beruflichen Bildung, 2014; Friedrich-Ebert-Stiftung: Studie zur politisch-gesellschaftlichen Teilnahme Jugendlicher, 2016; Kultusministerkonferenz, Statistik zur Sonderpädagogischen Förderung in allgemeinbildenden Schulen 2007–2016. Alle Zahlen beziehen sich auf Deutschland.





➤ Wie also umgehen mit diesen komplexen Herausforderungen? „Neben dem Fachlichen gilt es, das Selbstbewusstsein, die Entscheidungskompetenz und das Interesse am permanenten Lernen und an allem Neuen zu wecken und zu erhalten“, wünscht sich Prof. Gudrun Quenzel. Tobias Köck vom Deutschen Bundesjugendring fordert vor allem Freiräume: „Kinder und Jugendliche brauchen als Ausgleich Freiräume, die sie selbst gestalten können, in denen sie machen können, was ihnen wichtig ist.“

Einige Schulen und auch Projekte der Kinder- und Jugendhilfe setzen hier an und fördern Jugendliche in ihrer Entwicklung zu eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeiten. Unabhängig von sozialer und ethnischer Herkunft, von Geschlecht, Förderbedarf und anderen Faktoren lernen Heranwachsende hier mit- und voneinander Vielfalt. Denn je mehr Jugendliche Vielfalt „können“, desto besser wird die zunehmend heterogene Gesellschaft von morgen funktionieren. Diesem Credo folgt auch die bundesweite Initiative Schule im Aufbruch, die eine Schule für alle anbietet. „Die Heranwachsenden sollen sich in ihren Potenzialen entfalten. Ihr Handeln und das Lernen in der Schule sollen für sie einen Sinn erge-

ben“, sagt Maria Schmidt, Leiterin der Integrierten Gesamtschule Oyten und Vertreterin der Initiative. Diese Sinnhaftigkeit verstarke das Engagement. Im themenorientierten Unterricht wählen Schüler der Gesamtschule Projekte nach Interesse aus dem Themenspektrum der Nachhaltigkeit aus. Alle Angebote bieten Jugendlichen die Möglichkeit zu echter Partizipation und Gestaltung.

Dieses Beispiel zeigt, wie junge Menschen auf die Welt im Umbruch vorbereitet werden können. Es ist wichtig, das gestiegene Interesse an Politik, konkreten Projekten und Nachhaltigkeitszielen zu nutzen. Die Politik, die den Rahmen schafft für Schule, Jugendarbeit, Vereine und Initiativen, sollte diese Energie nutzen. Sie sollte Jugendliche ernst nehmen, sie bei Entscheidungen miteinbeziehen sowie Freiräume für sie schaffen, in denen sie sich innerhalb und auch außerhalb der Schule ausprobieren können. Schule sollte keinen Jugendlichen zurücklassen. Ein Mehr an Empathie, Wirgefühl, Engagement und Zuversicht wäre dann im Rucksack der Erwachsenen von morgen. —



#### **Mehr wissen**

Weitere Infos finden Sie ab **Seite 96**.

Barrierefreie Gipfelstation  
auf dem Nebelhorn

# Bayern erleben – ohne Hindernisse!

Hohe Gipfel erklimmen, beeindruckende Panoramen genießen, unverfälschte Natur und bayerische Traditionen hautnah erleben – ein Aufenthalt in Bayern ermöglicht unbeschwerte Urlaubserlebnisse und jede Menge positive Erinnerungen, die bleiben.



© Reinhard Schmid / Huber Images



TRADITIONELL  
ANDERS

Wer aufgrund körperlicher Einschränkungen oder benötigter Hilfsmittel im Urlaub vielerorts vor scheinbar unüberwindbaren Barrieren steht, findet im Urlaubsland Bayern ein ausgeprägtes Netz an Anbietern, die auf die individuellen Bedürfnisse eingehen und ein unvergessliches Urlaubserlebnis ohne Hindernisse ermöglichen.

In Bayern haben bisher mehr als 500 Ausflugsziele, Orte und sogar ganze Regionen ihr Angebot nach dem System „Reisen für Alle“ auf Barrierefreiheit überprüfen lassen. Gäste mit eingeschränkter Beweglichkeit oder anderen Handicaps, junge Familien mit Kleinkindern sowie komfortliebende Menschen finden unter einer Vielzahl von auf Barrierefreiheit geprüften und zertifizierten Angeboten und Urlaubserlebnissen, die für sie optimalen Bedingungen. So lässt sich der Urlaub im Vorfeld optimal planen und ohne böse Überraschungen in vollen Zügen genießen.



Nähere Infos und eine kostenfreie  
Broschüre mit weiteren  
Urlaubserlebnissen für Alle unter  
[www.bayern.by/urlaub-fuer-alle](http://www.bayern.by/urlaub-fuer-alle)



## Was mich stark macht

Wie kann persönliche Stärke wachsen? Mit dieser Frage haben sich die Schülerinnen und Schüler von zwei sechsten Klassen der **Carl-von-Linné-Schule** in Berlin, ein Förderzentrum für Kinder mit einer Körperbehinderung, und ihre Lehrerin Carolin Pflüger beschäftigt. Gemeinsam mit **Sibylle Fendt**, Fotografin mit Spezialgebiet Porträt und Dozentin an der Ostkreuzschule in Berlin, haben sie überlegt, wie sie diese Stärke fotografisch fassen können. Alle Fotos, die wir hier und auf den Seiten 34/35 und 64/65 zeigen, haben die Sechstklässler selbst aufgenommen. Sibylle Fendt hat sie lediglich unterstützt.



„Raubkatzen machen mich stark, weil sie jemanden beschützen wollen. Ich weiß ganz viel über sie, und ich will ein Raubkatzenbeschützer sein. Später möchte ich mal eine eigene haben und zähmen.“

– Benny



**Gepard**  
*Afrika, Asien*  
Der muskulöse, langbeinige Gepard ist die schnellste Großkatze.



...he von mehr als 6 Metern  
...e Giraffe mühelos die  
...der Savannenbäume,  
... Blätter und  
... Knospen sie frisst.



# Zwei Räume,

A photograph of two young women hugging warmly in a classroom. The woman on the left has blonde hair tied up and is wearing a blue sweater. The woman on the right is wearing a dark baseball cap and a dark sweater. The background shows a blue wall decorated with colorful drawings of planets and a whiteboard. A window is visible on the right side of the frame.



# ein Haus



## Ein zweites Zuhause

(Foto links) Herzliche Umarmung zur Begrüßung – Annabell kommt schon seit vielen Jahren ins Jugendhaus in Bremens Ortsteil Tenever. In der Siedlung leben auf 2,5 Quadratkilometern über 6.000 Menschen aus mindestens 80 Nationen.

Als in Bremen die inklusive Kreativwerkstatt GuckMal ins Jugendhaus Tenever gezogen ist, gab es zunächst viel Ablehnung. Es hat eine Weile gedauert, bis alles zusammengewachsen war. Jetzt profitieren alle davon.

---

**Text** Wibke Bergemann **Fotos** Roman Pawlowski

**Annabell sitzt vor** einem großen Blatt Papier. „Was soll ich malen?“ Sie lächelt verlegen. Nach einer Weile entscheidet sie sich für Köpfe – die kann sie am besten. Mit leichter Hand beginnt sie, große und kleine Köpfe auf das Blatt zu zeichnen, mit kringeligen Augen und wilden Mündern. Christian\* streift um den Tisch. „Malst du Pokémons?“ Annabell lacht, steht auf und knufft ihn in den Bauch. Von Christian lässt sie sich gern aufziehen.

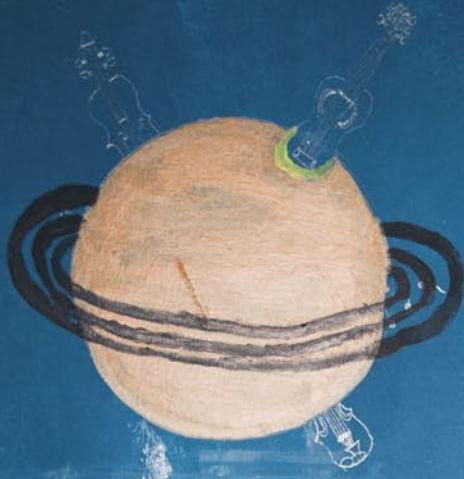
Eigentlich gibt es keinen Tag, an dem Annabell nicht ins Jugendhaus Tenever kommt. Dann spielt sie mit den anderen Fußball oder sitzt im Atelier und malt. Ein Stammgast war die 18-Jährige schon immer. Auch damals, als das GuckMal, eine mit Unterstützung der Aktion Mensch ins Leben gerufene Kreativwerkstatt für junge Menschen mit und ohne Behinderung, noch eine eigene Einrichtung der St. Petri Kinder- und Jugendhilfe gGmbH war. Innerhalb des Zeitraums der Förderung durch die Aktion Mensch hatte sich das GuckMal als erfolgreiches Projekt etabliert, und allen Beteiligten war klar, dass das Angebot unbedingt bestehen bleiben sollte. Neue Räumlichkeiten wurden im Jugendhaus Tenever gefunden, einem offenen Jugendfreizeitheim gleich um die Ecke, das von Kindern und Jugendlichen zwischen zehn und 21 Jahren besucht und ebenfalls von der St. Petri Kinder- und Jugendhilfe gGmbH

betrieben wird. Plötzlich war Inklusion auch hier ein Thema. Doch einige Jugendliche aus dem Jugendhaus mussten sich erst mal an „die Neuen“ vom GuckMal-Atelier gewöhnen. „Sie hatten teilweise Schwierigkeiten, zu akzeptieren, dass jetzt Kinder und Jugendliche mit Beeinträchtigungen ins Haus kommen. Da sind Beleidigungen gefallen. Einige Jugendliche sind einfach gegangen, wenn die GuckMal-Kinder kamen“, erzählt Cemile Tolan, die Fachbereichsleiterin für die offene Jugendarbeit bei St. Petri. Auch Annabell erinnert sich, wie sie gehänselt wurde.

„Sie können das tollste Inklusionskonzept nicht umsetzen, wenn sie die Jugendlichen nicht mitnehmen“, sagt Tolan. In langen Diskussionen versuchten die Betreuer, den Jugendlichen im Jugendhaus klarzumachen, dass alle ein Recht auf Freizeitgestaltung haben. Dass sie Menschen nicht ablehnen dürfen, die sie gar nicht kennen. Es sei wichtig gewesen, den Jugendlichen ausreichend Zeit und Raum zu geben, um darüber zu diskutieren, sagt Tolan. „Viele kommen seit Jahren ins Jugendhaus, weil sie Vertrauen zu uns haben, weil sie mit uns sprechen können. Dieses Verhältnis wollten wir nicht gefährden.“ Aus Sicht der alteingesessenen Jugendhaus-Besucher drehte sich alles nur noch um das inklusive GuckMal. Deswegen wurde eine wöchentliche Konferenz >

\* Der Name wurde von der Redaktion geändert.





### **Starker Rückhalt**

Annabell findet im Jugendhaus auch Unterstützung, wenn es in der Familie oder in der Schule mal nicht so gut läuft.





### **Für alle da**

Cemile Tolan (links) ist Sozialpädagogin und leitet das Jugendhaus Tenever. In der Atelierküche (rechts) wird nicht mehr gekocht. Hier dreht sich alles um kreatives Arbeiten und Ausprobieren.







KERZE

ERSTE HILFE

SEIFE

Love





> eingerichtet, in der die Jugendhaus-Besucher zusammentragen sollten, welche Wünsche sie an ihr „Freizi“ haben. In einer Projektwoche in den Ferien lud dann die GuckMal-Werkstatt die Jugendlichen ohne Behinderung zum kreativen Arbeiten ein, es kam zu ersten Begegnungen.

Manche der jungen Besucher haben schnell beide Bereiche genutzt, andere brauchten etwas länger. Insgesamt habe es zwei Jahre gedauert, schätzt Tolan, bis sich wirklich alle an die neue Situation gewöhnt hatten. Inzwischen ist das Atelier ein Teil des Jugendhauses geworden. Die Jugendlichen bewegen sich ganz selbstverständlich zwischen den beiden Bereichen hin und her, für alle hat sich durch den Zusammenschluss das Angebot erweitert. Neue Freundschaften sind entstanden. Für Außenstehende ist kaum noch zu erkennen, wer schon immer zum Jugendhaus gehörte und wer mit dem GuckMal-Atelier dazugekommen ist. Auffällig ist der freundliche und respektvolle Umgang der Jugendlichen untereinander und mit den Betreuern.

Es finden viele gemeinsame Projekte und Ausflüge statt, die auch zusammen vorbereitet werden. „Als wir letztens zusammen ins Kino wollten, haben unsere Mädchen die ehemaligen GuckMal-Kinder gefragt, welchen Film sie gerne sehen würden. Ich hätte nicht gedacht, dass wir so weit kommen.“ Das Atelier ergänzt das Angebot des Jugendhauses. Auf der einen Seite des Gebäudes können die Jugendlichen chillen, toben, kochen oder Tischtennis spielen. Es gibt eine Playstation und offenes WLAN. „Das mussten wir einführen“, sagt Jugendhaus-Leiterin Tolan. Inzwischen komme keine Jugendeinrichtung mehr ohne Handys und Games aus. Am Anfang sei das bei den Jugendlichen gut angekommen. „Das Freizi hat jetzt WLAN!“ Doch mittlerweile legten die meisten von sich aus ihr Handy wieder

*Viele legen  
das Handy weg,  
weil sie sich lieber  
am Programm  
beteiligen wollen.*

weg, „weil sie sich lieber am Programm beteiligen wollen“, berichtet Tolan.

Auf der anderen Gebäudeseite geht es etwas ruhiger zu. Im Atelier stehen zwei große Arbeitstische. Durch die großen Fenster scheint die Sonne herein. Die gesprenkelte Wand und die knallbunte Küche haben die Jugendlichen selbst gestaltet. In dem großen Regal, in dem bis unter die Decke Kisten mit Bastelmaterialien und Farben stehen, herrscht beeindruckende Ordnung. Jede Kiste ist beschriftet: „Perlen“ steht da, oder „Wolle“. Jamil\* entscheidet sich für die Kiste mit den Holzformen, dazu holt sich der 13-Jährige den Heißkleber. Seine beiden Freunde, die mit ihm ins Atelier gekommen sind, albern ein bisschen herum und ziehen wieder ab. Aber Jamil vertieft sich in seine Arbeit. Auf die Frage, was er bauen will, zuckt er einfach die Schultern. „Es gibt viel prozessorientiertes Arbeiten“, sagt Leslie Schuy, eine der beiden Kunstpädagoginnen in der Werkstatt. „Die Jugendlichen suchen sich ein Material und fangen an. Dann entsteht vielleicht etwas ganz anderes, als sie ursprünglich dachten.“ Zwischen 15 und 20 Kinder kommen im Laufe eines Nachmittags ins Atelier. Wer keine eigene Idee hat, dem schlagen die Betreuer etwas vor.

Schuy steht auf und öffnet das Fenster. Im ganzen Atelierraum hängt der schwere Geruch von

geschmolzenem Kerzenwachs. Arwa\* und Rania\* stehen in der Küche, sie wollen eine Kerze gießen, eine Regenbogenkerze mit vielen Farben. Eine Schicht muss erkalten, bevor sie die nächste in die Form gießen können. Die beiden zwölf- und 14-jährigen Mädchen lassen sich Zeit. Zwischendurch schauen sie der zeichnenden Annabell über die Schulter und suchen ohne Eile die nächste Farbe aus, die sie schmelzen wollen.

Doch nicht alle hier sind mit einer Arbeit beschäftigt. In den großen Sitzkissen liegen drei ältere Mädchen, die ihre ganz eigenen Themen besprechen und nicht gestört werden wollen. „Die drei haben hier früher sehr viel gebastelt, das ist etwas weniger geworden. Ich finde es gut, dass sie trotzdem kommen, statt draußen irgendwo rumzuhängen“, sagt Vera Kameniw, Schuys Kollegin im Atelier.

Die Hochhaussiedlung Tenever gilt als sozialer Brennpunkt. Hohe Arbeitslosigkeit, soziale Probleme und hohe Kriminalität gingen hier lange einher mit einer zunehmend verwahrlosten und verdreckten Wohnanlage. Ende der 1990er-Jahre kam die Wende. Ein Drittel der verfallenen Gebäude wurde abgerissen, der Rest saniert. Dunkle Ecken und Nischen zwischen den Häuserschluchten sind verschwunden. „Es gibt diese ‚Angst-Orte‘ nicht mehr“, sagt Quartiersmanagerin Katrin Höpker. Die Kriminalitätsrate sei auf den Bremer Durchschnitt gesunken. Heute ist die Anlage auffallend sauber und gepflegt, an den gläsernen Eingängen sitzen hilfsbereite Pförtner, weit und breit sind keine Graffiti zu sehen. Geblieben ist aber die Armut. Bremen ist mit 34,2 Prozent das Bundesland mit der höchsten Kinderarmut, und diese Kinder leben vor allem im Bremer Norden und eben in Tenever.

Umso wichtiger sind Einrichtungen wie das Jugendhaus. Manche der Jugendlichen haben sehr

viele Geschwister, in den Wohnungen ist es oft eng. Den Eltern fehlen häufig die Kompetenzen, um ihre Kinder bei Hausaufgaben und anderen schulischen Anforderungen ausreichend zu unterstützen. Die Jugendarbeit in diesem Stadtteil sei in vielerlei Hinsicht inklusiv, sagt Jugendhausleiterin Tolan. „Wir haben hier viele unterschiedliche Nationalitäten, und jeder bringt seine eigenen Ideen und Vorstellungen mit.“ Damit die Jugendarbeit gelinge, sei ein gutes Netzwerk nötig. Tolan arbeitet eng mit dem Ortsamtsleiter von Tenever, mit dem Quartiersmanagement, mit der örtlichen Wohnungsbaugesellschaft und mit den Schulen zusammen. So lasse sich auf kurzem Weg gemeinsam mit allen Beteiligten eine Lösung finden, etwa bei Problemen einzelner Jugendlicher oder bei der Suche nach Finanzierungsmöglichkeiten für neue Projekte.

Zusätzliche Hilfe war zum Beispiel nötig, um die geflüchteten Jugendlichen aus einem nahe gelegenen Übergangsheim auf dem Weg zum Jugendhaus zu begleiten und ihnen dort das Einleben zu erleichtern. „Sie haben am Anfang gar nicht verstanden, dass sie jeden Tag umsonst hierherkommen dürfen“, erinnert sich Tolan. Ein besonderes Anliegen der Jugendhaus-Leiterin war es, einen geschützten Raum für die muslimischen und jesidischen Mädchen zu schaffen. „Ich bin von Tür zu Tür gegangen, um die Eltern zu überzeugen, ihre Töchter ins Jugendhaus kommen zu lassen“, sagt Tolan. Hier könnten sie über Themen sprechen, für die zu Hause kein Platz sei. Denn viele Mädchen müssten früh Verantwortung für ihre jüngeren Geschwister übernehmen und für ihre Eltern, die kaum Deutsch sprechen, Behördengänge erledigen oder sie zu Elterngesprächen in der Schule begleiten. In der Übergangszeit gab es getrennte Mädchentage im Jugendhaus und im GuckMal-Atelier. Absurd, findet Tolan rückblickend. Heute ist immer noch jeden Montag Mädchentag, aber er ist jetzt ein gemeinsamer. >





### **Raum zum Kreativsein**

Die Kunstpädagogin Leslie Schuy betreut die Jugendlichen in der Kreativwerkstatt. In der Malecke ist viel Licht und genug Platz für Experimente mit Farbe oder anderen Materialien.









### **Alles inspiriert**

Bei der Arbeit im Atelier spritzt immer wieder einmal Farbe auf den Boden. Annabell betrachtet das Bild, das aus den Farbspritzern entstanden ist.

➤ Als am Ende des Nachmittags ein Junge ins Atelier gelaufen kommt und zum Essen ruft, verschwinden die anderen Jugendlichen in Richtung Küche. Nur Annabell kann sich nicht von ihrem Bild mit den Köpfen trennen. Sie hat das Blatt auf die Staffelei gestellt und verdünnte Farbe in eine Sprühflasche gefüllt. Wie ein Cowboy steht sie jetzt vor dem Bild, „schießt“ mit gestrecktem Arm die Farbe darauf – und lacht. —

**Neue Wege in der Jugendarbeit**  
**Projekt „Begegnung und Begeisterung: #moabit53“**

## Den Stadtteil mitgestalten

Jugendliche in ihrer Entwicklung fördern, Hilfestellung in den Herausforderungen des Alltags leisten und Freiräume schaffen, in denen sich Jugendliche ausprobieren und entfalten können: Das sind Ziele der Jugendarbeit. Doch viele Jugendliche und junge Erwachsene, die von den Jugendklubs, Freizeiteinrichtungen oder Jugendverbänden adressiert werden, nehmen die Angebote nicht wahr. Oftmals, weil die Angebote nicht bekannt genug sind, manchmal auch, weil sie an den tatsächlichen Interessen der Jugendlichen vorbeigeplant wurden. Um dem entgegenzuwirken, haben beispielsweise in Berlin das Quartiersmanagement Moabit-West, eine Landeseinrichtung zur Förderung benachteiligter Stadtteile, und die Servicestelle Jugendbeteiligung das Projekt „Begegnung und Begeisterung: #moabit53“ gestartet. Es richtet sich insbesondere an bildungsbenachteiligte Jugendliche und junge Erwachsene, die in Moabit-West leben, aber die dort existierenden außerschulischen Bildungs- und Beteiligungsangebote nicht nutzen. Im Rahmen von „#moabit53“ wollen die lokalen Akteure der Jugendarbeit diese Jugendlichen dabei unterstützen, ihre eigenen Ideen für ihr Viertel zu entwickeln und umzusetzen. Auf gemeinsamen Lebensraumerkundungen durch den Kiez sprechen sie darüber, welche Orte den Jugendlichen wichtig sind und wie sie zusammen gestaltet werden können. Außerdem finden offene Workshops statt. Dabei entwickeln die Teilnehmer ihre Vorschläge für einen jugendgerechteren Kiez und planen selbst kleinere Projekte, von denen erste Vorhaben bereits in die Umsetzung gestartet sind. So erfahren die Jugendlichen durch konkrete Veränderungen im eigenen Umfeld, dass sie Dinge bewegen können. Der Kontakt mit kommunalpolitischen Akteuren, der bei der Umsetzung der Projekte oft notwendig ist, ermöglicht es ihnen, eigene Standpunkte und Impulse in den politischen Prozess einfließen zu lassen – und den Stadtteil mitzugestalten. —



# Eine gemeinsame Sprache finden

---

**Interview** Robert Fechner und Alexander Westheide

**Fotos** Gene Glover



Dr. Christian Lüders (links) und Mike Corsa trafen sich im Rahmen einer Tagung in Berlin zum gemeinsamen Interview für Menschen. Inklusiv leben.

Wie können Jugend- und Behindertenarbeit jungen Leuten helfen, ihren Weg zu finden? Und was können Pädagogen tun, damit Menschen mit und ohne Behinderung selbstverständlich miteinander umgehen? Ein Gespräch mit Dr. Christian Lüders, Leiter der Abteilung Jugend und Jugendhilfe des Deutschen Jugendinstituts, und Mike Corsa, Generalsekretär der Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend.



**Herr Dr. Lüders, Sie haben am 15. Kinder- und Jugendbericht der Bundesregierung mitgearbeitet. Vor welchen Herausforderungen stehen Jugendliche heute?**

*Lüders:* Wir haben drei zentrale Begriffe herausgearbeitet, die die Lebensphase Jugendlicher zwischen zwölf und 27 von der Kindheit oder dem Erwachsenenalter unterscheidet: Qualifizierung, Verselbstständigung und Selbstpositionierung. Dass das Jugendalter etwas mit Qualifizierung zu tun hat, ist klar. Junge Menschen müssen zur Schule gehen, erwerben in der Regel einen Abschluss, machen eine Berufsausbildung oder studieren. Verselbstständigung und Selbstpositionierung fallen dagegen in der öffentlichen Wahrnehmung oft hinten runter. Dabei wird von jungen Leuten erwartet, dass sie bis zum Eintritt ins Erwachsenenleben eigenständig sind, dass sie Verantwortung für sich und für die Gemeinschaft übernehmen können. Ebenso erwartet wird die Selbstpositionierung. Junge Menschen sollen eigene Haltungen entwickeln. Sie >



> sollen sich politisch positionieren, sich in religiösen, weltanschaulichen Dingen und in den Geschlechterverhältnissen sortieren und verorten. Und Selbstpositionierung heißt auch, ein Verhältnis zur sozialen Vielfalt zu bekommen und zu lernen, damit umzugehen.

**Corsa:** Und all dies unter den Bedingungen einer hochgradig pluralisierten Gesellschaft. Jugendliche stehen vor einem riesigen Angebot teils widersprüchlicher Weltdeutungen. Und die Gesellschaft erwartet von ihnen, dass sie am Schluss mit einer relativ gefestigten Identität auftreten, mit einer eigenen Position ihre Rolle als engagierte und politisch verantwortungsvoll handelnde Bürger übernehmen.

### **Wie organisiert die Gesellschaft das Aufwachsen Jugendlicher, damit sie diese Herausforderungen bewältigen können?**

**Lüders:** Das ist die zentrale Frage. Die Qualifizierung ist

gesellschaftlich einigermaßen gut organisiert. Wir haben das Schulsystem und das Ausbildungssystem mit den jeweiligen Abschlüssen. Zwar fallen noch zu viele junge Menschen durch das Raster der Regeleinrichtungen, aber für die haben wir immerhin das Übergangssystem und Förderangebote erfunden. Nachdenklich muss man dagegen werden, wenn man sich die fehlende gesellschaftliche Unterstützung der beiden anderen Punkte – Verselbstständigung und Selbstpositionierung – anschaut. Dabei sind die genauso wichtig wie Qualifizierung. Aber wie funktioniert Verselbstständigung, wenn junge Menschen beispielsweise keinen bezahlbaren Wohnraum in größeren Städten mehr finden? Welche Spielräume bleiben für Eigenverantwortung und Selbstorganisation unter den Bedingungen eines hochgradig reglementierten Bachelorstudiums? Wo sind die Orte und Angebote, die Jugendliche dabei unterstützen, sich ins Verhältnis zu setzen zur Bürgerrolle, zur Geschlechterrolle, zu Religion und den vielen anderen Dingen, die Identität ausmachen? Dabei denkt man schnell an die Angebote der Kinder- und Jugendhilfe. Aber man muss sich auch einge-

stehen: Im Vergleich zur Qualifizierung werden die anderen Aufgaben des Jugendalters von der Gesellschaft weitgehend vernachlässigt.

### **Eine zunehmend multikulturelle Gesellschaft, Digitalisierung, ein sehr viel schnelleres Leben machen es Jugendlichen nicht leichter, sich zu orientieren. Wie kann die Kinder- und Jugendarbeit darauf reagieren?**

**Corsa:** Kinder- und Jugendarbeit macht ja ganz heterogene Angebote. Die der Falken, des Jugendrotkreuz, der Jugendfeuerwehr oder der Evangelischen Jugend zum Beispiel sind sehr unterschiedlich. Wir haben es mit sehr unterschiedlichen Lebenslagen junger Menschen aus unterschiedlichen Milieus zu tun. Deshalb versuchen wir, ein möglichst breites Spektrum an Kinder- und Jugendarbeit zu etablieren. Dazu kommen noch offene, mobile und kulturelle Angebote. Sie alle sind wichtig für ein breites, pluralistisches Angebot.

**Lüders:** Eigentlich ist es noch nicht breit genug, denn es gibt viele Jugendliche, die wir bisher nicht ansprechen. Wir haben zum Beispiel zu wenig attraktive Angebote für muslimische Jugendliche.

### **Passen die Rahmenbedingungen der Jugendarbeit zu den heutigen Lebensgewohnheiten der Zielgruppe?**

**Corsa:** Früher war klar: Der Verband ist organisiert durch seine zahlenden Mitglieder, die einmal in der Woche zur



Gruppenstunde gehen. Heute haben die Verbände an vielen Stellen fließende Übergänge und offene Angebote. Kinder- und Jugendarbeit ist ständig in Bewegung und steht vor neuen Herausforderungen. Stichworte sind in diesem Zusammenhang interkulturelle Öffnung, inklusive Öffnung, interreligiöse Dialoge. Ein anderer wichtiger Punkt: Die verbandliche Kinder- und Jugendarbeit lebt vor allem durch ehrenamtliches Engagement. Aber es wird schwerer, Leute zu finden, die sich regelmäßig engagieren. Die alten Milieus, aus denen Engagierte stammen, erodieren. Darauf muss die Kinder- und Jugendarbeit Antworten finden.

### **Können Sie Beispiele für den aktuellen Wandel in der Jugendarbeit nennen?**

**Corsa:** Die Ganztagschule schränkt die Möglichkeiten ein, sich am Nachmittag noch einbringen zu können. Den Wechsel von G9 zu G8 haben wir in der Kinder- und Jugendarbeit stark bemerkt. Da wurden die Belastungen für die Jugendlichen deutlich höher. Die Gesellschaft betont die Jugend heute sehr einseitig als eine Qualifizierungsphase. Der Druck, gute Noten zu haben, ist deutlich stärker als früher. Die Kinder- und Jugendarbeit setzt deshalb heute früher an, oft schon im Grundschulalter, um Kinder zu erreichen.

**Lüders:** Ich glaube, das hat etwas mit der veränderten Bedeutung von Gleichaltrigen, den Peergroups, zu tun. Wir

beobachten eine Vorverlagerung jugendtypischen Verhaltens bei jungen Menschen. Die Bedeutung der Freunde, der Peers, nimmt schon in frühen Jahren zu. Insofern reagieren die Verbände richtig, wenn sie früher anfangen. Sonst organisieren sich die Leute ihre Peers woanders. Die Bedeutung der Peers nimmt ab circa 16, 17 Jahren wieder deutlich ab. In diesem Alter geschehen neue Schübe an Individualisierung.

### **Der Umgang mit Vielfalt wird zu einer Kernkompetenz in unserer Gesellschaft. Das Zusammenbringen unterschiedlicher Peers in der Kinder- und Jugendarbeit bietet gute Chancen, Vielfalt erlebbar zu machen, oder?**

**Lüders:** Es gibt ja viele Begriffe: Peers, Clique ... Im Bayerischen sagt man: „I bin mit meiner Blosn unterwegs.“ Man kommt zusammen, weil man etwas gemeinsam hat. Der Musikstil, die Art sich zu kleiden, die gleichen Erfahrungen, das gleiche Milieu. Wenn ich in der Jugendarbeit heterogene Erfahrungen ermöglichen möchte, dann muss ich ein Angebot machen, das für möglichst viele attraktiv ist. Zum Beispiel: Fußball. Da ist es egal, ob man Kurde, Sachse oder Bayer ist. Man muss gut kicken können. Das stiftet Identität auf andere Weise. Da besteht die Chance, dass Erfahrungen von Anderssein und Vielfalt ermöglicht werden können.

Wenn wir über Inklusion und junge Menschen mit Behin-

derung reden, gibt es eine weitere Herausforderung: Wie können Angebote so gestaltet werden, dass junge Menschen mit und ohne Behinderung einen Kristallisationspunkt für Gemeinsamkeit haben? Und somit eine Peerbeziehung aufbauen können? Wenn wir es ernst meinen, müssen wir dafür attraktive Orte schaffen, an denen Begegnungen überhaupt erst möglich werden.

**Corsa:** In der Behindertenhilfe gibt es oft bessere Ressourcen und Möglichkeiten dafür. Aber im Sozialraum kommen Menschen mit Behinderung selten vor. Deshalb müssen wir die Strukturen aufeinander zubewegen. Zum Beispiel, indem man bewusst Projekte schafft, die Vielfaltserfahrungen ermöglichen. Wir planen in der evangelischen Kinder- und Jugendarbeit gerade ein Projekt an zehn Standorten, um Kinder- und Jugendarbeit mit Behindertenarbeit zusammenzubringen. >





➤ **Welche Rolle spielt inklusive Bildung in Form von Begegnungen und gemeinsamen Aktivitäten für die Entwicklung von Jugendlichen?**

**Corsa:** Die Schule ist dabei das A und O. Solange wir Kinder mit kognitiven Einschränkungen überwiegend in Förderschulen unterrichten, fehlen wichtige Begegnungsmöglichkeiten. Wenn inklusive Schulen selbstverständlich wären, käme auch die Kinder- und Jugendarbeit unter Druck, mehr inklusive Angebote zu machen.

**Wo stehen wir aktuell beim Thema Inklusion in der Kinder- und Jugendarbeit?**

**Corsa:** Im Moment hängt das noch stark davon ab, ob man Leute im Verband hat, die sich dafür einsetzen. Ich plädiere deshalb für einheitliche gesetzliche Regelungen für alle Kinder und Jugendlichen in Deutschland – ob behindert oder nicht.

**Lüders:** Wir sollten uns aber nicht zurücklehnen und abwarten, was der Gesetzgeber macht. Die Herausforderungen liegen ja auch auf der praktischen Ebene. Wir müssen unsere Organisationsstrukturen anders aufstellen. Wir müssen unser Personal fachlich qualifizieren, sodass es inklusive Angebote machen kann. Und das in den jeweiligen Feldern auf unterschiedliche Weise. Der Chorleiter muss seinen Chor anders organisieren. Das Jugendheim muss für Blinde zugänglich sein. Informationen müssen leichter zugänglich und verständlich werden.

**Welche Erfahrungen haben Sie damit in Ihrem Verband gemacht, Herr Corsa?**

**Corsa:** Wir machen sehr positive Erfahrung mit inklusiven Projekten. Aber wir müssen genau hinsehen, mit welchen jungen Menschen mit und ohne Behinderung wir es jeweils zu tun haben. Mit gefestigten Jugendlichen mit Bildungserfahrung sind solche gemeinsamen Projekte einfacher. Wenn ich es mit Jugendlichen zu tun habe, die sich permanent abgrenzen müssen aufgrund ihrer sozialen Lage oder ihrer zugesprochenen Defizite, wird es schwieriger. Umso wichtiger ist es, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu haben, die das trotzdem versuchen. Die muss ich als Multiplikatoren gewinnen. Deshalb haben wir in unserem Verband eine Stelle geschaffen für eine Person, die sich um Vielfalt kümmert.

**Wenn Sie sich in Bezug auf mehr Inklusion in der Kinder- und Jugendhilfe etwas wünschen dürften, was wäre das?**

**Lüders:** Wir brauchen mehr Begegnungsräume, an denen junge Menschen zusammenkommen und Fachkräfte Angebote für sie gestalten können. Zweitens brauchen wir Förderung, denn momentan bekommen wir diese Begegnungen nicht finanziert. Und drittens brauchen wir Leute, die das machen. Von all dem haben wir bislang zu wenig. In München gibt es ein einziges inklusives Freizeitheim.

**Corsa:** Ich möchte da anschließen. Von den Ferienfreizeiten für unsere rund 1,4 Millionen

Kinder und Jugendlichen in der evangelischen Jugendarbeit sind nur eine Handvoll bewusst inklusiv angelegt. Ich wünsche mir, dass wir reale Begegnungsorte in den Kommunen schaffen. Das funktioniert nur, wenn Behindertenhilfe und Kinder- und Jugendhilfe das gemeinsam wollen. Dort, wo wir es mit überzeugten Kolleginnen und Kollegen versucht haben, entstand tatsächlich eine Wirkung. Außerdem braucht es den strukturellen Rahmen, in Gesetze und in didaktische Formen gegossen, in denen Jugendhilfe und Behindertenhilfe zusammenfließen. Im Moment läuft alles parallel. Das macht sich schon in der Sprache fest. In der Kinder- und Jugendarbeit herrscht ein ganz anderer Slang als in der Behindertenhilfe. Die Aktion Mensch könnte eine große Rolle als Lobbyistin dabei spielen, um beide Bereiche zusammenzubringen.

**Was bedeutet das für die Pädagogen vor Ort?**

**Lüders:** Da muss man unterscheiden zwischen den hochgradig professionalisierten Formen der Jugendarbeit und der verbandlichen Jugendarbeit, die zu einem großen Teil ehrenamtlich getragen wird von jungen Menschen. Mit letzteren ist sicher einiges im Hinblick auf Inklusion zu bewegen, aber sie brauchen Unterstützung. Für das professionelle Personal bedeutet es: Organisationsentwicklung und Weiterbildung. Und ganz wichtig: Dialogorte. Das pädagogische Personal der Jugendhilfe muss in den Austausch treten

mit dem pädagogischen Personal der Behindertenhilfe.

**Corsa:** Das Wichtigste sind inklusionsbegeisterte Fachkräfte. Wir können es nicht den Ehrenamtlichen aufladen. Was sollen die denn noch alles machen? Ich wünsche mir, dass die im gemeinsamen Sozialraum arbeitenden Fachkräfte sich treffen und dabei lernen, miteinander zu reden.

**Lüders:** Wenn Leute aus der Jugendarbeit über einen Jugendlichen reden, sprechen sie über seine Interessen. Wenn Leute aus der Behindertenhilfe über den Jugendlichen reden, sprechen sie über seine Förderbedarfe. Diese unterschiedlichen Perspektiven gilt es zusammenzubekommen. Natürlich dürfen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Jugendarbeit die Förderbe-

darfe eines jungen Menschen nicht ignorieren. Aber die Kolleginnen und Kollegen aus der Behindertenhilfe müssen auch sehen, dass dieser junge Mensch mehr ist als jemand, der beispielsweise eine Sinnesbehinderung hat und diese und jene Unterstützung braucht. Wenn ein solches Gespräch gelingt, sind wir einen Schritt weiter. —



#### **Mehr wissen**

Weitere Infos finden

Sie ab **Seite 96**.

**Dr. Christian Lüders**, 65, leitet die Abteilung Jugend und Jugendhilfe beim Deutschen Jugendinstitut e. V. in München und ist seit 2017 auch Vorsitzender des Bayerischen Landesjugendhilfeausschusses. Er wirkte bereits an mehreren Kinder- und Jugendberichten der Bundesregierung mit.

**Mike Corsa**, 62, ist Generalsekretär der Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend in Deutschland e. V., die als Dach der evangelischen Jugendverbände deren Interessen auf Bundesebene gegenüber Ministerien, Fachorganisationen und internationalen Partnern vertritt.





## Was mich stark macht

Zusammen mit der Fotografin **Sibylle Fendt** fingen Schülerinnen und Schüler von zwei sechsten Klassen der **Carl-von-Linné-Schule** in Berlin fotografisch ein, was sie persönlich stark macht. Zwei weitere Fotos zeigen wir auf den Seiten 14/15 und 64/65.







*„Wenn ich schwimme  
und Sport mache, bin ich  
glücklich und vergesse  
alles um mich herum!“*

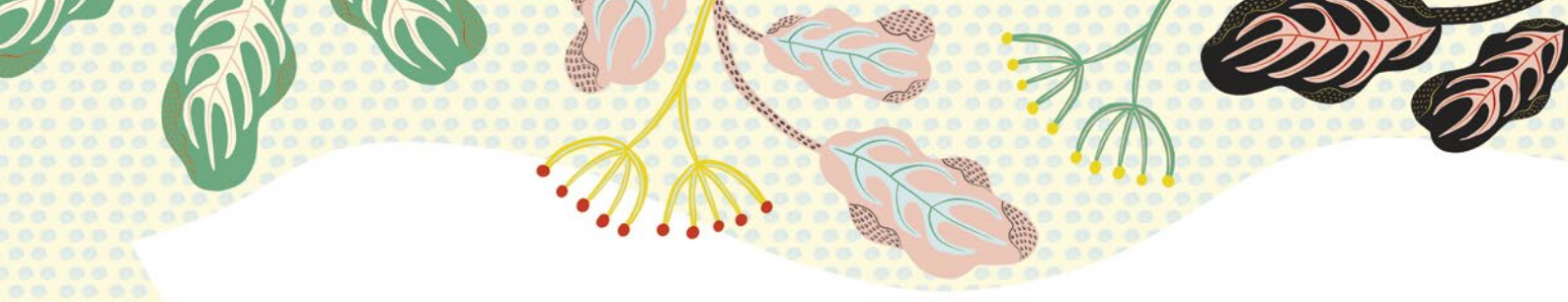
**– Celina**





Gewagt,  
geschafft,  
gewachsen






Besondere Herausforderungen zu meistern, kann Jugendliche stärker machen. Sich etwas zuzutrauen, Hindernisse zu überwinden, gemeinsam mit Gleichaltrigen ganz neue Erfahrungen zu machen – das prägt fürs Leben. Wir stellen vier ganz unterschiedliche Projekte vor, die es Jugendlichen ermöglichen, zu spüren: Ich kann schwierige Situationen und Aufgaben aus eigener Kraft heraus erfolgreich bewältigen.

---

Text Stefanie Wulff Illustrationen Camilla Perkins

#### **Projekt Herausforderung – 4. Aachener Gesamtschule**



17 Tage – 150 Euro – ein Ziel: An der 4. Aachener Gesamtschule erwartet die Schülerinnen und Schüler der neunten Klassen jedes Jahr ein großes Abenteuer. In kleinen Gruppen von vier bis sechs Schülern versuchen sie, zweieinhalb Wochen lang eine selbst gewählte Herausforderung zu bewältigen. Ob es eine Radtour in die Niederlande oder nach Paris ist, eine Kanutour auf der Lahn oder eine Wanderung durch die Eifel: Die 14- bis 15-Jährigen organisieren Ziele, Touren und Aufgaben weitestgehend allein. Wenn sie zurückkehren, haben sie in der Regel in wenigen Tagen eine große Entwicklung durchgemacht – und können stolz sein auf das Erreichte.

Bereits im achten Schuljahr beginnen die Vorbereitungen für das Projekt. Die Schüler finden sich in Kleingruppen zusammen, legen Ziele und Herausforderungen fest und planen in Kleingruppen, im Vorfeld unterstützt von einem Lehrer als Coach, den Ablauf. Zu Beginn des neunten Schuljahres geht es dann raus in die Welt. Schüler mit Förderbedarf im emotional-sozialen Bereich oder beim Lernen machen in der Regel ganz selbstverständlich in den einzelnen Gruppen mit. Nur in Einzelfällen und auf eigenen Wunsch stellen sie sich in der Vergangenheit eigenen, stärker angeleiteten Aufgaben. Begleitet werden die Schülergruppen immer von einer erwachsenen Person, in der Regel Studenten der Sozialpädagogik, die sich allerdings heraushalten und nur im Notfall eingreifen sollen. >





> Bis an die eigenen Grenzen zu gehen, sich beweisen, im Team wie für sich selbst, Pannen und Planungsschwächen inklusive – darum geht es im Projekt. „Da die Schüler nur 150 Euro pro Nase zur Verfügung haben, müssen sie sich ihr Geld gut einteilen“, sagt Torsten Stahlmann, Lehrer an der 4. Aachener Gesamtschule und Organisator des Projekts Herausforderung. „Sie müssen auch lernen, Leute anzusprechen und um Unterstützung zu bitten.“ Bei fremden Menschen klingeln, um die Wasserflaschen auffüllen zu dürfen. Beim Campingplatz anrufen, um einen Rabatt auszuhandeln, wenn man im Gegenzug auf dem Platz mit anpackt. Passanten nach dem Weg fragen, womöglich in einer Fremdsprache. All das zu schaffen, kostet die Neuntklässler zunächst große Überwindung. Doch haben sie die Hürden erst einmal genommen, läuft es umso besser.

Tanja Dautzenberg (16) hat vor zwei Jahren bei diesem Projekt mitgemacht. Mit vier anderen Mädchen fuhr sie per Fahrrad von Aachen nach Münster und zurück. Meistens konnten die fünf in Pfarrheimen übernachten. „Aber einmal hatten wir nachts um elf immer noch nichts. Das war ein ziemlicher Druck. Zum Glück fanden wir irgendwann ein Hotel, das bereit war, uns Rabatt zu geben“, erinnert sie sich. Die Erfahrungen will sie nicht missen. „Ich habe mich durch das Projekt selbst besser kennengelernt“, sagt sie. „Natürlich gibt es unterwegs auch mal Streit und Frust“, sagt Torsten Stahlmann. „Aber die Schü-

ler lernen während des Projekts, damit umzugehen.“ Und das mit nachhaltigem Effekt. Nach den 17 Tagen seien die Jugendlichen nicht nur konfliktfähiger, sondern auch zielstrebig, selbstbewusster, offener und versierter im sozialen Umgang. Gerade deshalb sei das Ganze auch ein „Sahneprojekt für Pädagogen“.

Allerdings fordert die Organisation und Durchführung der Schule auch einiges ab: mehr Eltern- und Schülergespräche, Besuche bei den Schülergruppen unterwegs, ein Rund-um-die-Uhr-Notfall-Handydienst und das Anwerben und Ausbilden der Betreuer gehören dazu. „Ohne die Kooperation mit der Katholischen Hochschule Aachen wäre das Projekt nicht machbar“, so Stahlmann. Für Studenten und Schule ist die Zusammenarbeit eine Win-win-Situation: Die Schule weiß fachkundige Jugendleiter an der Seite der Schüler, und die Studenten können im Rahmen des Projekts viele anerkannte Praktikumsstunden fürs Studium ableisten. Die wichtigste Voraussetzung für das Projekt ist nach Ansicht von Torsten Stahlmann aber vor allem: „Die Schule muss dahinterstehen.“

## Die Stockcars der Pisten Raudis

Zwei Jahre lang wurde in einer Werkstatt in Döbeln in Sachsen geschweißt, gehämmert und montiert. In der Autoschmiede des Vereins Pisten Raudis werkelt





Jugendliche an zwei alten Autos. Weitgehend entkernt und von einem Käfig ummantelt waren diese schließlich fertig und bereit zum Rennen: die Stockcars des Projekts „An die Räder, fertig, los!“.

Bei Stockcar-Rennen sind Drängeln und Kollisionen erlaubt und sogar ausdrücklich erwünscht. Der besondere Reiz für viele Fahrer ist es, auf legalem Weg bis an die Grenzen ihres Fahrkönnens gehen zu dürfen. Diese Faszination und das Interesse an Autos und Mechanik machte sich der Verein Pisten Raudis zunutze, um mit seinem Projekt noch ganz andere Ziele zu erreichen: Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund und aus ganz unterschiedlichen Elternhäusern die Chance zu geben, ihre Fähigkeiten weiterzuentwickeln, sich neuen Herausforderungen zu stellen und diese im Team auch zu bewältigen.

„Mit dem Projekt wollten wir junge Leute aus allen gesellschaftlichen Schichten ansprechen“, sagt Ronny Bachmann von den Pisten Raudis. „Wir haben uns gefreut, dass auch Jugendliche aus einem örtlichen Kinderheim mitgemacht haben. Vier Mädchen waren dabei – und haben den Jungs das ein oder andere Mal gezeigt, dass sie die Nase vorn hatten.“

Unterschiedlich alt, mit und ohne Zuwanderungsgeschichte und alle zum ersten Mal in einer Werkstatt: Vor diesem Hintergrund war das Zusammenwachsen

der Gruppe zunächst einmal die größte Herausforderung. Aber das gemeinsame Ziel schweißte zusammen. Zwei pädagogische Fachkräfte begleiteten das von der Aktion Mensch geförderte Projekt, zu dem auch gemeinsame Ausflüge und Aktionen zählten. Der Höhepunkt waren sicherlich die beiden Stockcar-Rennen am Schluss, zu denen die ganze Gruppe ihren Fahrer als Boxenteam begleitete.

Manchem der Jugendlichen gab das Projekt auch Impulse für die spätere Berufswahl. Während sich einige für Mechanik, fürs Malen und Lackieren zu interessieren begannen, steht für den inzwischen 16-jährigen Johann Eulitz mittlerweile fest: „Ich will Ingenieur werden.“ Zu Projektbeginn war er 13, gerade in die Region gezogen und wie der Rest der Gruppe erst mal etwas schüchtern. „Aber als wir dann gemerkt haben, dass alles immer besser klappt und wir das zusammen schaffen können – das war schon etwas ganz Besonderes.“

## Schulsanitäter mit und ohne Behinderung

Das Diensthandy klingelt auch schon mal mitten im Unterricht: Ob Platzwunden, Prellungen, Kopfschmerzen oder Kreislaufprobleme – wenn Schüler in Bersenbrück im Landkreis Osnabrück medizinische Hilfe benötigen, sind ihre Mitschüler zur Stelle. Als Erstversorger kümmern sich die Schulsanitäter mit und ohne >







➤ Behinderung um verletzte und kranke Kinder und Jugendliche.

Nicht jede Schule kann sich einen Schularzt oder eine Schulkrankenschwester leisten. Aber ein einfacher Schulsanitätsdienst sollte drin sein, meinten die Malteser im benachbarten Alfhausen. Sie machen sich den Wissensdurst von Schülern zunutze und bilden Interessierte innerhalb eines halben Jahres zu Schulsanitätern aus. Neben grundlegenden Erste-Hilfe-Kenntnissen erhalten sie weiteres wichtiges medizinisches Fachwissen. Haben die jungen Leute die Ausbildung zum Schulsanitäter erfolgreich abgeschlossen, können sie die häufigsten Verletzungen im Schulalltag sachkundig versorgen.

An dieser großen Aufgabe wachsen nicht nur Jugendliche am Gymnasium Bersenbrück. Auch Förderschüler machen beim Projekt mit. Für alle bedeutet die Teilnahme am Schulsanitätsdienst viel Verantwortung – und das nicht nur, weil sie im Ernstfall schnell die richtigen Entscheidungen treffen müssen.

Jule Vocke und Natasza Polan gehören zum Sanitäterteam am Gymnasium Bersenbrück. „Die meisten Verletzungen sind nicht so schlimm“, berichtet Vocke. „Hier mal eine Schürfwunde, dort mal ein umgeknickter Fuß – wirklich nichts, wofür der Notarzt gerufen werden müsste.“ Trotzdem arbeiten die Schulsanitäter

immer in Zweiertteams. So können sie sich bei Bedarf gegenseitig helfen und gemeinsam über das weitere Vorgehen entscheiden.

Seit vier Jahren kooperiert das Gymnasium mit der benachbarten Paul-Moor-Schule, einer Förderschule für Kinder und Jugendliche mit geistiger oder körperlicher Behinderung. Seitdem werden drei der Schulsanitäter pro Jahrgang ausgebildet. Die Voraussetzung: Die Schüler müssen mindestens zwölf Jahre alt sein und kognitiv sowie körperlich in der Lage, die Aufgaben zu erfüllen. Auf Stephan Katzer trifft all das zu. Routiniert kann der Förderschüler Blutdruck messen, Verbände anlegen oder den Kreislauf stabilisieren. Bei Schulveranstaltungen ist er ein beliebter Einsatzpartner. Das T-Shirt mit der Aufschrift „Schulsanitäter“ trägt Katzer mit entsprechend großem Stolz.

Die Schule übernimmt die Kosten für die Ausbildung der Schulsanitäter, alles andere die Malteser, unter anderem Fortbildungen und die medizinische Ausrüstung. „Der Schulsanitätsdienst ist ein Gewinn für alle Beteiligten“, sagt Dennis Lindemann, stellvertretender Ortsbeauftragter bei den Maltesern in Alfhausen. „Die Schulen profitieren von sehr gut ausgebildeten Schulsanitätern, die Schüler entwickeln wichtige medizinische und soziale Kompetenzen, und wir Malteser gewinnen den ein oder anderen Nachwuchssanitäter.“





## Schülerfirma Bildungsmanufaktur Schüler-GmbH

In Schülerfirmen setzen Schüler eigene Geschäftsideen selbstständig um. Unter dem rechtlichen Dach der Schule produzieren und verkaufen sie reale Produkte oder bieten verschiedene Dienstleistungen an. Dabei geht es meist weniger um hohen Absatz, sondern mehr um praktische Lernerfahrungen und das Gefühl, etwas unmittelbar bewirken und schaffen zu können.

Die Schülerfirma der Freien Schule Bildungsmanufaktur in Halle (Saale) ist ein Beispiel dafür, wie aus Kindern und Jugendlichen erfolgreiche Unternehmer werden können. In Eigenregie bieten sie Bio-Catering für Tagungen und private Feiern an, veranstalten Zirkus-Workshops für Kitas und verkaufen selbst hergestellte Dekoprodukte. Bald will eine Gruppe von Schülern mit selbst programmierten Spielen an den Markt gehen. Für ihren besonders partizipativen und inklusiven Ansatz und ihre professionelle Arbeit wurde die Schülerfirma kürzlich von der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung mit dem ersten Platz als beste Schülerfirma ausgezeichnet.

Wie die Bildungsmanufaktur Schüler-GmbH konkret funktioniert, erläutert Helene Höpfner. Die 14-Jährige ist eins von drei Mitgliedern der Geschäftsführung. „Alle Kinder von der fünften bis zur zeh-

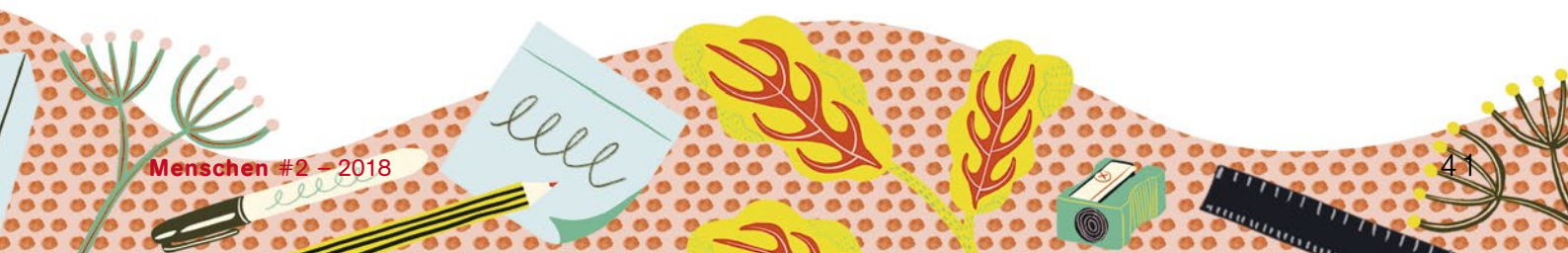
ten Klasse können bei uns mitmachen. Jede Klasse wird gefragt und entscheidet dann, ob sie bei der Schülerfirma mitarbeiten möchte. Meistens wollen alle mitmachen. Eine Kerngruppe trifft sich einmal pro Woche, um die Aufgaben zu besprechen. Gibt es mehr zu tun, weil zum Beispiel ein großer Auftrag ansteht, sprechen wir einfach andere Schüler an und holen sie dazu.“

Die Jugendlichen stecken viele Pausen und freie Zeit in ihre Schülerfirma. Auch im Wirtschafts- und Hauswirtschaftsunterricht ist sie immer wieder ein Thema. Die Schüler lernen nicht nur, wie Unternehmertum funktioniert – von der Buchhaltung über die Personalplanung bis zur Firmenleitung und zum Marketing. „Vor allem erfahren sie, wie viel sie mit ihren Ideen selbst erreichen können“, sagt die Sozialpädagogin Doreen Iser von der Freien Schule Bildungsmanufaktur. Die Schüler leiten das Projekt weitgehend selbst, die Pädagogen halten sich so weit wie möglich heraus. Die Schüler bringen sich je nach Interesse und Fähigkeiten mit ein, das gilt auch für die Kinder und Jugendlichen mit Behinderung. „Wenn ein Zehntklässler ein Kind aus der fünften oder sechsten Klasse anspricht und ihm etwas zeigt oder es zur Mitarbeit auffordert, hat das eine ganz andere Wirkung, als wenn das ein Erwachsener macht“, so Doreen Iser. „Wenn jemand von denen außerdem allein Auto fahren könnte, dann bräuchten die uns gar nicht mehr.“ —



### Mehr wissen

Weitere Infos finden Sie ab **Seite 96**.







# Selbstverständlich inklusiv

Nach Schulschluss geht das Lernen weiter. In Schwäbisch Gmünd vernetzen sich dazu schulische und außerschulische Bildungsakteure – zum Wohl aller Kinder und Jugendlichen in der Stadt.

---

Text Stefanie Wulff Fotos Ulrike Myrzik

**Anfang des neuen Schuljahres** an der Friedensschule in Schwäbisch Gmünd: Die Jungen und Mädchen der Gemeinschaftsschule begrüßen ihre neuen Mitschüler heute Morgen auf besondere Art. Mit vielen Instrumenten und Gesang führen rund 40 Schüler ein Willkommenslied auf. In der großen Gruppe kann man nicht auf Anhieb erkennen, wer hier eine Behinderung oder eine Hochbegabung hat. Oder wer aus eher schwierigen und wer aus gefestigten Elternhäusern kommt. Die unauffällige, ganz selbstverständliche Teilhabe aller ist gewollt an der inklusiven Schule.

Aszra ist 13 Jahre alt und geht in die Klasse 7a. Sie spielt Gitarre, mag kreatives Gestalten und Kickboxen. Sie chillt auch gern einfach mal mit ihrem Freund und Klassenkameraden Nico. Wird an der Schule etwas aufgeführt, hilft sie engagiert bei der Organisation mit und sorgt dafür, dass alles reibungslos klappt. Aszra lebt mit einer Lernbehinderung. An der Friedensschule ist das ganz normal, denn „hier gibt es viele ganz unterschiedliche Kinder, die verschiedene Dinge gut

können. Und das ist auch gut so“, sagt Schulleiterin Daniela Maschka-Dengler.

Dass diese inklusive Selbstverständlichkeit für Aszra auch nach Schulschluss weitergehen kann, dafür sorgt eine enge Verknüpfung zwischen schulischen und außerschulischen Bildungsangeboten in Schwäbisch Gmünd. „Bis zu 70 Prozent unserer Bildung wird nicht in der Schule erworben, sondern außerhalb: in der Familie, in der Freizeit, in der Peergroup“, sagt Barbara Herzer, Abteilungsleiterin des örtlichen Kinder- und Jugendbüros. Schwäbisch Gmünd will deshalb beide Bildungsbereiche stärken. Dabei setzt die Kommune vor allem auf Netzwerkarbeit. Im Rahmen des baden-württembergischen Modellprojekts Lokale Bildungsnetzwerke (LoBiN) arbeiten die offene Jugendarbeit der Stadt und die Schulen bereits eng zusammen. Schwäbisch Gmünd ist außerdem eine von fünf Städten und Gemeinden, die beim Projekt Kommune Inklusiv mitmachen. Die Initiative der Aktion Mensch unterstützt die Modellkommunen fünf Jahre >



## *Kurze Beine, kurze Wege: Alle Angebote für Kinder und Jugendliche befinden sich nah bei den Schulen.*

> lang dabei, ein selbstverständliches Miteinander in allen Lebensbereichen zu schaffen. Jede Kommune setzt dabei – je nach Situation und Anforderungen vor Ort – andere Schwerpunkte. Schwäbisch Gmünd will sich unter anderem in den Bereichen Arbeit, Wohnen, Freizeit und Sport für mehr Inklusion von Menschen mit Behinderung engagieren. „Außerdem wollen wir Kinder und Jugendliche als weitere Zielgruppe in den Blick nehmen“, sagt die Inklusionsbeauftragte Sandra Sanwald von der Stadtverwaltung Schwäbisch Gmünd. „Uns ist es sehr wichtig, dass alle Kinder von Anfang an dabei sein können.“ Das gelte nicht nur für Kinder mit und ohne Behinderung, sondern beispielsweise auch für alle Kinder mit und ohne Migrations- oder Fluchthintergrund. In Schwäbisch Gmünd, wo jedes dritte Kind keine deutschen Wurzeln hat, sei das besonders wichtig. „Wir brennen für das Thema und haben uns vorgenommen, zusammen mit anderen Trägern der Jugendhilfe die Angebote auszubauen.“

Für Aszra bedeutet das ganz konkret: Einmal in der Woche freut sie sich auf ihre AG. Im Jugendraum, der direkt im Schulgebäude angesiedelt ist, kann sie mit anderen Kids unternehmen, worauf sie Lust hat. Der städtische Jugendarbeiter Michael Weiß ist für sie da, doch was gemacht wird, entscheiden die Jugendlichen im Angebot der Offenen Jugendarbeit selbst. Mal wird Pizza gebacken, mal am Kunstprojekt gearbeitet, mal einfach nur in einer großen Sofalandschaft gechillt.

Stadtteilkoordinatorin Senem Özcelik kennt Aszra schon seit vielen Jahren und freut sich über ihre positive Entwicklung. „Hier an der Friedensschule finde ich besonders gut: Von der ersten Klasse bis zur zehnten wachsen alle so selbstverständlich miteinander auf, dass die Kinder und Jugendlichen die Unterschiede eigentlich gar nicht mehr bemerken.“

Der Jugendraum an der Friedensschule ist nur eins von 13 Angeboten der Offenen Jugendarbeit an allen Schulformen in Schwäbisch Gmünd. Gemäß dem Motto „Kurze Beine, kurze Wege“ sind alle Angebote in unmittelbarer Nähe zu den Schulen angesiedelt. Ganz unterschiedliche Möglichkeiten gibt es hier: Mal geht es kreativ, mal sportlich zu. Es wird gebacken, gekocht, Ausflüge gemacht. „In der Offenen Jugendarbeit gibt es nichts Vorgegebenes“, sagt Barbara Herzer. „Wir machen Angebote, aber die Kinder entscheiden selbst, was sie tun wollen. Niemand wird beurteilt oder bewertet. Jeder darf sich immer wieder neu ausprobieren.“ Ein enger Austausch mit Lehrern und Schulsozialarbeit ist fester Bestandteil der Offenen Jugendarbeit. „Die Schulen haben es sehr begrüßt, als wir die Offenen Angebote bei ihnen angesiedelt haben“, so Herzer. Anfangs habe aber etwas Überzeugungsarbeit dazugehört, dass es keinen Unterschied zwischen „wertvoller Pädagogik“ (Schule) und „weniger wertvoller Pädagogik“ (Offene Jugendarbeit) gibt. Aber inzwischen hätten beide Seiten erkannt, dass sie sich ergänzen. Auch die Eltern holen die Netzwerker mit ins Boot. Neben regelmäßigen Telefonaten zwischen den Betreuern und den Müttern und Vätern gibt es regelmäßig Elterncafés zum Austausch über die pädagogische Arbeit. >



**Das Forum Gold und Silber** (oben rechts) ist ein architektonischer Hingucker und ein Symbol für die Gold- und Silberstadt Schwäbisch Gmünd. Aszra (13) ist in der baden-württembergischen Stadt zu Hause und profitiert davon, dass sowohl viele schulische als auch außerschulische Bildungsangebote inklusiv ausgerichtet sind.







**Aszra und ihr Freund Nico** (oben, links) besuchen die Friedenschule, wo es „viele ganz unterschiedliche Kinder, die verschiedene Dinge gut können“ gibt, wie ihre Schulleiterin sagt. Die Inklusionsbeauftragte Sandra Sanwald (unten) will mit allen Akteuren in der Stadt noch viele Akzente für ein inklusives Aufwachsen aller Kinder in Schwäbisch Gmünd setzen.







# „Wir wollten verdeutlichen, dass alle Kinder Rechte haben und überall mitmischen dürfen.“

**Sandra Sanwald**, Inklusionsbeauftragte

➤ Bildung ist mehr als rechnen, schreiben, lesen lernen. Es geht auch um die soziale und emotionale Entwicklung, um die Stärkung des Selbstwertgefühls und um die Erfahrung: Ich kann etwas! Ich bin wertvoll, so wie ich bin! „Deshalb arbeiten wir mit allen Verbänden, Einrichtungen und Initiativen in Schwäbisch Gmünd zusammen. Zunächst einmal geht es darum, allen klarzumachen: Alles, was sie machen, ist tatsächlich Bildung“, sagt Herzer. Außerdem werden Kooperationen geschmiedet. Vereine bieten zum Beispiel einzelne Aktionen im Rahmen der Offenen Jugendarbeit an. Da gibt schon mal jemand vom Sportverein Boxkurse. Oder eine Künstlerin macht einen Workshop. Vereine und Bildungsinstitute beteiligen sich auch an Aktionstagen oder Ferienspielen der Stadt. Vor allem aber kennt man sich durch die Netzwerkarbeit besser und weiß, wen man im Zweifel anrufen und mit wem man gemeinsam etwas auf die Beine stellen kann.

Alle Kinder mit und ohne Behinderung und aus ganz unterschiedlichen Elternhäusern profitieren davon, dass diese Angebote inklusiv konzipiert sind. In Zukunft wollen die Akteure von Kommune Inklusiv und LoBiN eng zusammenarbeiten und weitere barrierefreie Angebote machen. Es wird zum Beispiel ein mobiles Lesezelt geben, das überall dort in der Stadt Station macht, wo Be-

darf an gutem Lesestoff und Vorlesestunden ist. Zusammen mit dem Canisius-Haus, dem größten Träger der Kinder- und Jugendhilfe in Schwäbisch Gmünd, wird eine niederschwellige Anlaufstelle für Kinder- und Jugendliche geschaffen, die man im außerschulischen Bereich bisher noch nicht erreicht hat. Die Kooperation mit örtlichen Vereinen soll ebenfalls ausgebaut werden, damit alle Kinder und Jugendliche mit und ohne Behinderung von den Angeboten profitieren können.

Aszra unterstützt die Idee der Inklusion. Nach Schulschluss geht es heute zu einer besonderen Songprobe. In der Wissenswerkstatt Eule kommen Kinder und Jugendliche mit und ohne Behinderung zusammen, um gemeinsam ein Lied einzuüben. Aufgeführt wird es später beim offiziellen Auftakt zum Kommune-Inklusiv-Projekt. „Damit wollten wir verdeutlichen, dass alle Kinder überall dabei sein und mitmischen dürfen“, betont Sandra Sanwald. Aszra stimmt schon einmal ihre Gitarre, Senem Özcelik spielt Bass. Um Michael Weiß scharren sich die Kids, die mitsingen werden, um alle Kinder dieser Welt bei der Auftaktveranstaltung auf dem Gmünder Marktplatz zu begrüßen. „Hallo, Grüß Gott! Salam aleikum! ¡Hola! Ciao! Merhaba!“ Während die Jugendlichen singen, übersetzt Karin Freitag-Rau von der Klosterbergschule in Gebärdensprache. Nach der gelungenen Probe sind sich alle einig: Auch nach dem ersten Auftritt beim Start von Kommune Inklusiv wollen sie weitermachen. In Zukunft wird es sicher noch viele Anlässe und Orte geben, bei denen ein Auftritt der inklusiven Jugendband willkommen ist. —



### **Gleich geht die Bandprobe los**

Zum offiziellen Auftakt der Initiative Kommune Inklusiv in Schwäbisch Gmünd üben Kinder und Jugendliche ein inklusives Kinderlied ein.

## *Kommune Inklusiv*

Mit ihrer Initiative Kommune Inklusiv unterstützt die Aktion Mensch die Entwicklung von inklusivem Zusammenleben vor Ort. Fünf Städte und Gemeinden haben sich auf den Weg gemacht, um das Zusammenleben und die Teilhabe aller zu verbessern. Mit Schwäbisch Gmünd, Erlangen, Rostock, Schneverdingen und der Verbandsgemeinde Nieder-Olm nehmen große und kleine Kommunen aus ganz Deutschland teil. Dort entstehen lokale Inklusionsnetzwerke mit Akteuren aus Vereinen, Verbänden, Selbsthilfeorganisationen, Unternehmen und der kommunalen Verwaltung. Gemeinsam entwickeln sie neue Wege, wie alle Menschen gut und barrierefrei vor Ort zusammenleben können.

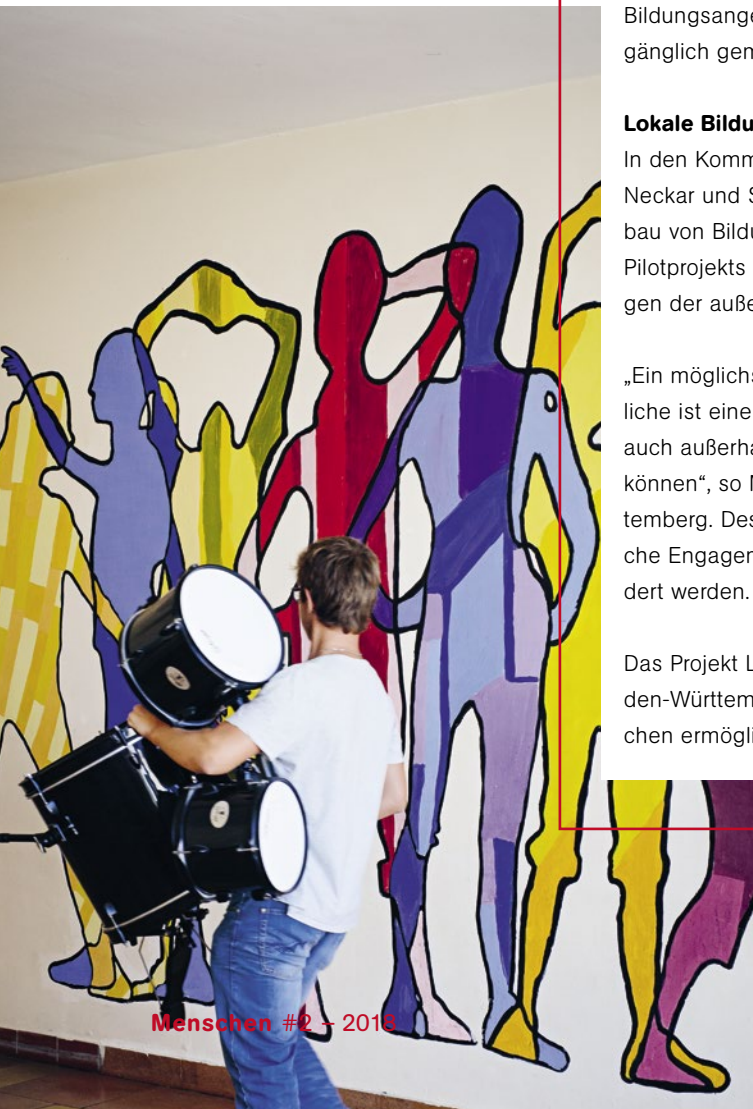
Schwäbisch Gmünd will im Rahmen der Initiative Akzente für Kinder und Jugendliche setzen. Mit neuen außerschulischen Bildungsangeboten möchte die Stadt zum Beispiel Kinder und Jugendliche in prekären Lebensumständen ansprechen. Vereine, Schulen und Bildungsträger sollen gewonnen werden, um gemeinsam auf die Bedürfnisse und Probleme der jungen Generation eingehen zu können. Sofern noch nicht geschehen, sollen außerdem möglichst alle bestehenden Bildungsangebote in Schwäbisch Gmünd für alle Kinder und Jugendlichen zugänglich gemacht werden.

### **Lokale Bildungsnetzwerke (LoBiN)**

In den Kommunen Blaubeuren, Böblingen, Karlsruhe, Reutlingen, Rottenburg am Neckar und Schwäbisch Gmünd fördert das Land Baden-Württemberg den Aufbau von Bildungsnetzwerken für Kinder und Jugendliche. Ziel des landesweiten Pilotprojekts LoBiN ist es, die Zusammenarbeit zwischen Schulen und Einrichtungen der außerschulischen Bildung zu stärken.

„Ein möglichst breites und qualifiziertes Bildungsangebot für Kinder und Jugendliche ist eine Investition in die Zukunft. Es ist wichtig, dass junge Menschen sich auch außerhalb der Schule mit für sie wichtigen Themen auseinandersetzen können“, so Manfred Lucha, Minister für Soziales und Integration in Baden-Württemberg. Deshalb sei Vernetzung so ein wichtiges Thema. Auch das ehrenamtliche Engagement in der außerschulischen Jugendbildung soll durch LoBiN gefördert werden.

Das Projekt LoBiN ist Teil des „Zukunftspans Jugend“ der Landesregierung Baden-Württembergs, mit dem sie ein gutes Aufwachsen aller Kinder und Jugendlichen ermöglichen will.





„Leistung  
ist mehr als  
abprüfbares  
Wissen“

Ein Gespräch mit der Erziehungswissenschaftlerin  
Jutta Schöler über Bildungskonzepte und einen auf  
Noten fixierten Leistungsbegriff.

**Wir leben in einer sogenannten Leistungsgesellschaft. Wie wirkt sich das in Ihren Augen auf das vorherrschende Bildungsideal und auf das Aufwachsen von Kindern aus?**

Wir müssen uns fragen, ob das, was wir gegenwärtig ausschließlich als Leistung bewerten, wirklich nützlich ist für die Bewältigung unserer Zukunft. Die Antwort ist: Nein. Das, was gegenwärtig unter Leistung verstanden wird, ist im Wesentlichen das Reproduzieren von abprüfbarem Wissen. Was dazu führt, dass die Kinder versuchen, dieses Wissen auswendig zu lernen und dann zu vorgegebenen Terminen wiederzugeben. Anschließend können sie es wieder vergessen.

Tatsächlich ist das, was wir Leistung nennen, sehr individuell, weswegen wir auch an den unterschiedlichen Voraussetzungen der Kinder ansetzen müssen. Es gibt Kinder, die sehr unter Druck stehen, weil sie im Unterricht nicht mitkommen, aber durchaus besondere Fähigkeiten haben.

Die Lehrerin an einem Gymnasium, das ich zur Integration von Schülern mit Downsyndrom beraten habe, erzählte mir, dass eine Schülerin die Schule verlassen musste, weil sie die Leistungsansprüche nicht schaffte. Aber sie war diejenige, die am meisten Sozialkompetenz zeigte, die den schwächeren Schülern am besten Dinge erklären konnte. Andererseits gibt es viele Kinder, die sich in der Schule langweilen, weil sie nicht genug gefordert werden. Das sind dann nicht selten diejenigen, denen man Verhaltensstörungen attestiert.

**Wie können Lehrer den unterschiedlichen Ansprüchen der Kinder gerecht werden?**

Wir müssen die Voraussetzungen dafür schaffen, dass Kinder individuell nach ihren Fähigkeiten gefördert und nicht schon früh selektiert werden. Unter Blinden können Blinde nicht lernen, in der Welt der Sehenden zu leben. Gemeinschaftsschule heißt ja nicht, dass alle immer alles gemeinsam machen müssen. Es kann auch durchaus bedeuten, dass man Kinder in

Gruppen zusammennimmt, um an gemeinsamen Schwächen zu arbeiten. Ich halte es im Übrigen für falsch, sogenannte Förderschulen als Förderschulen zu bezeichnen. Dadurch wird Fördern zum Makel. Tatsächlich müssen doch alle Kinder gefördert werden!

**Funktioniert Förderung nicht besser in homogenen Schulklassen?**

Kein anderes Schulsystem selektiert die Kinder so früh wie das deutsche. Dieses Festhalten an der Selektion nach der vierten Klasse hat Rückwirkungen auf das Lernen der Kinder bis ins erste Schuljahr. Die Eltern fangen schon früh an, nach den Zensuren zu schießen, die dann oft unter Druck und Angst erarbeitet werden müssen. Viele Lehrer und Eltern meinen ja, die Welt ginge unter, wenn die Kinder nach der vierten Klasse weiterhin alle zusammenbleiben müssten. In Berlin und in Brandenburg bleiben sie allerdings bis einschließlich der sechsten Klasse zusammen. Glücklicherweise gibt es hier auch keine Hauptschulen, und in die speziellen Schulen für lernbehinderte Schüler wird erst frühestens nach der zweiten Klasse überwiesen. Die Quote der Abiturienten lag in Berlin 2017 trotzdem bei insgesamt 42 Prozent, allerdings mit großen Unterschieden in den Bezirken – in Abhängigkeit vom Anteil der Schülerinnen und Schüler mit Migrationshintergrund, die nach wie vor deutlich schlechtere Chancen auf einen höheren Schulabschluss haben.

**Die Befürworter eines auf Noten, Zeugnisse und Abschlüsse ausgerichteten Leistungsbegriffs sagen, dass unsere Ellbogengesellschaft in erster Linie die Herausbildung kräftiger Ellbogen verlangt. Was antworten Sie denen?**

Dass diejenigen, die gelernt haben, ihre Ellbogen einzusetzen, auch in der Arbeitswelt merken und zunehmend mehr merken werden, dass es darauf ankommt, miteinander zu klären, wie die jeweils unterschiedlichen Fähigkeiten der Be- >



› teiligten am besten eingesetzt werden können, damit ein Team sein Ziel erreicht. Ein Beispiel aus einem Krankenhaus, das ich selbst erlebt habe: Dort gibt es einen Chefarzt, der nur seine Chefposition rauskehrt und seine Assistenzärzte unterdrückt. Um das Pflege- und Putzpersonal kümmert er sich überhaupt nicht. Das führt dazu, dass es in seiner Abteilung eine hohe Fluktuation gibt, weil Assistenzärzte und Pflegepersonal versuchen, so schnell wie möglich zu wechseln. In einer anderen Abteilung arbeitet eine Chefärztin, die „Wir sind ein Team“ an die erste Stelle stellt. In ihren Teambesprechungen werden neben den anderen Ärzten die Krankenschwestern und das Putzpersonal mit einbezogen. Das Ergebnis ist ein gutes Arbeitsklima und geringe Fluktuation.

Eine Ellbogengesellschaft mag dazu führen, dass ein Donald Trump an die Macht kommt. Aber in der Arbeitswelt ist das auf Dauer dysfunktional. Manche Ökonomen haben inzwischen erkannt, dass ein generelles Umdenken in der Bildungspolitik notwendig ist und dass mehr auf den Ausbau sozialer Kompetenzen gesetzt werden muss. In Zukunft werden ja noch mehr vorhersehbare Routearbeiten von Maschinen übernommen werden. Aber im Hinblick auf soziale Kompetenzen und Teamfähigkeit haben Menschen einen deutlichen Vorsprung gegenüber Maschinen.

### **Welche sozialen Kompetenzen gilt es denn bei Kindern und Jugendlichen zu fördern und zu ermöglichen?**

Als Erstes die Aufmerksamkeit für andere Kinder, das Einfühlungsvermögen. Das Erkennen und Nachspüren, wie es dem anderen geht. Und die Entwicklung der Fähigkeit, darauf einzugehen. Erkennen, was der andere kann, auch wenn er eingeschränkt ist. Sehen, was er zum Gelingen des gemeinsamen Ziels beiträgt. Das ist in der Schule und im Alltag wichtig und wird es zunehmend auch am Arbeitsplatz. Im Umgang mit Vielfalt lernen Kinder Toleranz und Empathie. Das heißt auch, dass hoffentlich solche Ausdrücke wie „Du bist behindert“ oder „Du bist schwul“ als

Schimpfworte verschwinden. Und dass es als Bereicherung der Gemeinschaft wahrgenommen wird, wenn man „anders“ ist. Dazu gehört auch, Anzeichen von Abwertungen zu erkennen, nicht wegzuschauen, wenn anderen Unrecht getan wird, mutig Mitschülerinnen und Mitschülern entgegenzutreten – eventuell auch Erwachsenen –, die Menschen wegen einer körperlichen oder intellektuellen Einschränkung abwerten.

### **Hat der PISA-Schock im Jahr 2000, als deutsche Kinder bei den Tests nur im Mittelfeld abschnitten, die Situation in den Schulen verschärft? Haben Egoismus und Konkurrenzdenken bei Schülern weiter zugenommen?**

Ich sag mal so: Diejenigen, die nach dem PISA-Schock für die Umsetzung von Schulpolitik in Deutschland verantwortlich waren, haben erschrocken nur auf die Testergebnisse gesehen und dann gesagt: „Es muss mehr getestet werden.“ Letztlich hat PISA in Deutschland unter anderem dazu geführt, dass sogenannte Helikoptereltern ihre Kinder möglichst auch noch in den Ferien coachen lassen. Die Vorbereitung auf das Abitur ist zu einem großen Wirtschaftszweig geworden, mit dem viel Geld verdient wird. Was bei PISA nicht genügend herausgestellt wurde, ist, dass die Länder, die deutlich besser abgeschnitten haben als Deutschland – wie etwa die skandinavischen Länder – Ganztagsunterricht und deutlich geringere Klassenfrequenzen haben. Außerdem ist in diesen Ländern konsequent das gemeinsame Lernen von Kindern mit und ohne Behinderung bis zum Ende der Schulpflicht vorherrschend. Dafür gibt es dort die entsprechende Ausstattung.

### **Die Bildungschancen von Kindern hängen in den skandinavischen Ländern weniger von der sozialen Stellung der Eltern ab als in Deutschland.**

Richtig. Was den Ausgleich zwischen den sozialen Unterschieden durch das Schulwesen betrifft, lag Deutschland tatsächlich an letzter Stelle.

Ich fand es besonders schlimm, dass das damals überhaupt nicht beachtet wurde. Die Spaltung zwischen Kindern aus bildungsfernen und bildungsorientierten Schichten wird in Deutschland durch das Schulwesen verstärkt. In Berlin gibt es jetzt immerhin an die 25 Gemeinschaftsschulen – und es werden jedes Jahr ein paar mehr. Die Plätze an diesen Schulen sind im Übrigen heiß begehrt.

### **Welche Rolle spielen außerschulische Lernorte, Vereine und Freizeiteinrichtungen aus Ihrer Sicht für die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern und Jugendlichen jenseits bloßer Wissensvermittlung?**

In meinen Augen bergen außerschulische Lernorte die Gefahr, soziale Unterschiede zu verstärken. Denn wenn Kinder nachmittags nicht schulisch betreut werden, muss entweder eines der Elternteile beruflich zurückstecken oder es muss eine Oma, Tante oder sogar ein Kindermädchen da sein, um Kinder – bis zu einem gewissen Alter – zum Fußballverein, zum Ballett oder zum Musikunterricht zu begleiten. Außerdem müssen es sich die Eltern auch finanziell leisten können. Gut läuft es dort, wo es einen Austausch zwischen Schule und außerschulischen Bildungseinrichtungen gibt, wo zum Beispiel Vereine und Initiativen in die Schulen reingehen, sodass alle Kinder und Jugendlichen gleichermaßen teilhaben können. Im Hinblick auf Inklusion halte ich es aber für wichtig, dass die Kinder auch vormittags in der Schule zusammen sind. Vielfalt nur außerschulisch erlebbar zu machen, reicht nicht. Wenn etwa nachmittags im Verein einige Jugendliche dabei sind, die ein Vereinsmitglied mit Downsyndrom bereits aus der Schule kennen, dann ist der Kontakt von vornherein enger und die Jugendlichen können besser einschätzen, welche Aufgaben der Jugendliche mit Downsyndrom im Verein bewältigen kann. —



**Mehr wissen**

Weitere Infos finden Sie ab **Seite 96**.



**Jutta Schöler, 78**, war von 1980 bis 2006 Professorin am Fachbereich Erziehungswissenschaft der Technischen Universität Berlin mit dem Schwerpunkt „Einführung der Integration von Kindern mit Behinderungen sowie mit Lern- und Verhaltensproblemen in die Regelschule“. Sie bildet Pädagogen fort, berät, hält Vorträge und veröffentlicht. Jutta Schöler ist Mitglied im Fachbeirat Inklusion des Bundeselternrates und initiierte 2008 den Jakob Muth-Preis. Er wird seit dem Schuljahr 2009/2010 an Schulen vergeben, in denen Kinder mit und ohne Förderbedarf vorbildlich gemeinsam lernen. 2013 erhielt Jutta Schöler das Bundesverdienstkreuz.





Sich einbringen, statt nur zuzuhören: Beim Inklusionsworkshop mit dem Moderatorduo Christian (rechts) und Kübra (Seite 57) war Mitreden gefragt. Die Schülerinnen und Schüler hatten einiges zu sagen.

# Quatschen macht neugierig

Viele Jugendliche sind unsicher im Umgang mit Gleichaltrigen, die eine Behinderung haben. Der persönliche Kontakt kann das ganz schnell ändern. Ein neues Workshopformat der Aktion Mensch baut auf dieser Erfahrung auf und bringt jungen Menschen so das Konzept einer inklusiven Gesellschaft nahe.

---

**Text** Johanna Feckl

**Fotos** Janek Stroisch

**Chemiesaal der Willy-Brandt-Gesamtschule** in München. Nach und nach verteilen sich zwei Schulklassen auf die vorderen Reihen, eine siebte und eine achte Klasse. Es sind etwa 50 Schülerinnen und Schüler, etwa gleich viele Jungen und Mädchen. Es ist kurz vor Beginn der Sommerferien, alle Klausuren sind geschrieben, alle mündlichen Noten verteilt. Normalerweise herrscht dann eine ausgelassene Stimmung, die Schülerinnen und Schüler sind laut und überdreht. Heute aber könnte man im Raum eine Stecknadel fallen hören.

Vor dem Pult stehen Kübra und Christian. Sie treten ohne Nachnamen auf. Die Moderatoren des Workshops, den sie zusammen mit den Schülerinnen und Schülern durchlaufen werden, möchten Nähe zu den Jugendlichen schaffen. Ein Sie wäre eine Hürde. Aber die soll heute ja gerade abgebaut werden. Über Vorurteile, Unterschiede und Gemeinsamkeiten lässt sich leichter reden, wenn man sich auf Augenhöhe begegnet, weiß Kübra. Die 28-jährige Studentin der Inklusionspädagogik wurde mit Glasknochen geboren. Zusammen mit dem 27-jäh- >



## Über Unterschiede und Gemeinsamkeiten lässt sich leichter reden, wenn man sich auf Augenhöhe begegnet.

> rigen Christian, der als Moderator für TV- und Webformate arbeitet, leitet sie den Workshop.

Mit diesem neuen Format möchte die Aktion Mensch Jugendlichen im Alter zwischen zwölf und 18 Jahren das Konzept einer inklusiven Gesellschaft nahebringen, an der jeder Mensch in gleichem Maße teilhaben kann. „Wir wollen etwas Nachhaltiges bei den Jugendlichen bewirken“, sagt Katrin Rosenthal, die das Projekt bei der Aktion Mensch leitet. Im Workshop erleben die Jugendlichen Inklusion auf zwei verschiedenen Ebenen: Zum einen erfahren sie den Kontakt zu Menschen mit einer Behinderung ganz konkret, denn Kübra ist da: Sie spricht mit den Schülerinnen und Schülern, erzählt von ihrem Alltag mit einer körperlichen Behinderung, ermutigt immer wieder, Fragen zu stellen. Nehmen die Jugendlichen dieses Angebot zu Beginn des Workshops noch etwas zögernd wahr, werden sie nach und nach neugieriger. „Wie viel hat der Rollstuhl gekostet?“, „War es am Anfang schwer mit der Behinderung?“, „Können Menschen mit einer Behinderung Sex haben?“ Geduldig und mit Humor beantwortet Kübra jede Frage.

Die zweite Ebene, auf der die Schülerinnen und Schüler Inklusion erleben, ist die Zusammenarbeit zwischen Kübra und ihrem Moderationspartner Christian.

Sie sind gleichberechtigte Partner. Man merkt, dass die beiden sich gut kennen und verstehen. Der Umgang ist locker, so, als ob zwei Freunde gekommen wären, die mit den Jugendlichen einfach ein bisschen quatschen wollen. Immer wieder erzählen Kübra und Christian auch private Erlebnisse und Anekdoten. Zum Beispiel von ihrer gemeinsamen Tour durch die Münchner Innenstadt am Abend vor dem Workshop. Oder dass Christian gern Zeit mit Zocken verbringt. Oder dass Kübra einen Videoblog auf YouTube betreibt und oft als Performerin und Schauspielerin auf der Bühne steht. Bei den Schülerinnen und Schülern in München kommt das gut an, sie lachen viel, und man merkt, dass die Anspannung schnell vergeht. Kübra und Christian sind für die Schulklassen ein perfektes Inklusionsduo.

Kübras Rollstuhl wird schnell zur Nebensache. Dafür rückt ihre Persönlichkeit in den Vordergrund. „Kübra hat einen wahnsinnig schlechten Orientierungssinn!“, erzählt Christian und schmunzelt. Dass es – vom Handicap abgesehen – kaum Unterschiede zwischen Menschen mit und ohne Behinderung gibt, scheint vielen Schülerinnen und Schülern nicht klar zu sein. „Ich wusste nicht, dass Menschen mit einer Behinderung oft gar keine Hilfe brauchen“, sagt etwa Matthias Burkhart nach dem Workshop. Der

14-Jährige ist überrascht, dass Kübra in ihrem Alltag zwar einen Rollstuhl nutzt, aber allein in einer Wohnung lebt und im Haushalt keine Unterstützung benötigt. Neu ist für ihn auch, dass nur etwa drei Prozent aller Behinderungen angeboren sind, wie Kübra erwähnt. „Also“, stellt er fest, „könnte ich auch einmal eine Behinderung haben“.

„In manchen Elternhäusern ist der Umgang mit Menschen mit Behinderung nicht sehr reflektiert“, sagt Petra Heidinger. Sie unterrichtet Englisch und Deutsch und hat den Workshop in die Willy-Brandt-Gesamtschule in München geholt. „Wer soll also das Nachdenken darüber anstoßen, wenn nicht wir als Schulfamilie?“ Als Heidinger per Zufall von dem Workshop hörte, war für sie klar, dass sie mit ihren Klassen das Angebot wahrnehmen möchte. In der Vorbereitung hat sie mit den Schülern über alltägliche Situationen gespro-

chen. Etwa: Wie reagiert man, wenn ein Mann im Rollstuhl vor einem hohen Supermarktregal steht? Bietet man Hilfe an? Anregungen für solche vorbereiteten Unterrichtsgespräche sind Teil des Workshoppakets. Dass aber vor allem der direkte Austausch mit Kübra und Christian in den Köpfen der Teilnehmer viel angestoßen hat, war für Heidinger schon während der Veranstaltung deutlich: „Das lag an dem jungen Moderatorenteam, denke ich – damit können sich die Jugendlichen gut identifizieren.“ Auch Wochen nach der Veranstaltung erkennt sie Veränderungen im Verhalten ihrer Schüler: Zum Beispiel sei der achtlose Gebrauch von Ausdrücken wie „Das ist so behindert“ weniger geworden. Besonders freut sich Heidinger aber über eine Beobachtung: „Manche weisen jetzt auch aktiv darauf hin, wenn Aussagen fallen wie ‚Bist du blind?‘, dass so etwas beleidigend ist.“ —



### Kostenloses Angebot

Der interaktive Workshop richtet sich an Jugendliche im Alter zwischen zwölf und 18 Jahren, die bislang wenig oder keine Berührungspunkte mit Inklusion hatten. Das Ziel: inklusive Themen erlebbar machen und damit in das Bewusstsein junger Menschen rücken. Ein Moderationsduo (Foto: Kübra und Christian), bei dem mindestens eine Person eine körperliche Behinderung hat, leitet den Workshop. Das Konzept basiert auf Gesprächen mit den Jugendlichen, etwa einem Erfahrungsaustausch über den Alltag mit einer Behinderung aus Sicht eines jungen Menschen oder über Vorurteile und das Hinweisen auf Barrieren. Zum anderen wird mit Videos und Assoziationsübungen gearbeitet. Zur Vor- und Nachbereitung stellt die Aktion Mensch Materialien für pädagogische Fachkräfte zur Verfügung. Bei Interesse können sich Bildungsorte wie Schulen, Jugendzentren oder Vereine den Workshop kostenlos bestellen – einzig Räumlichkeiten und Technik müssen zur Verfügung gestellt werden.

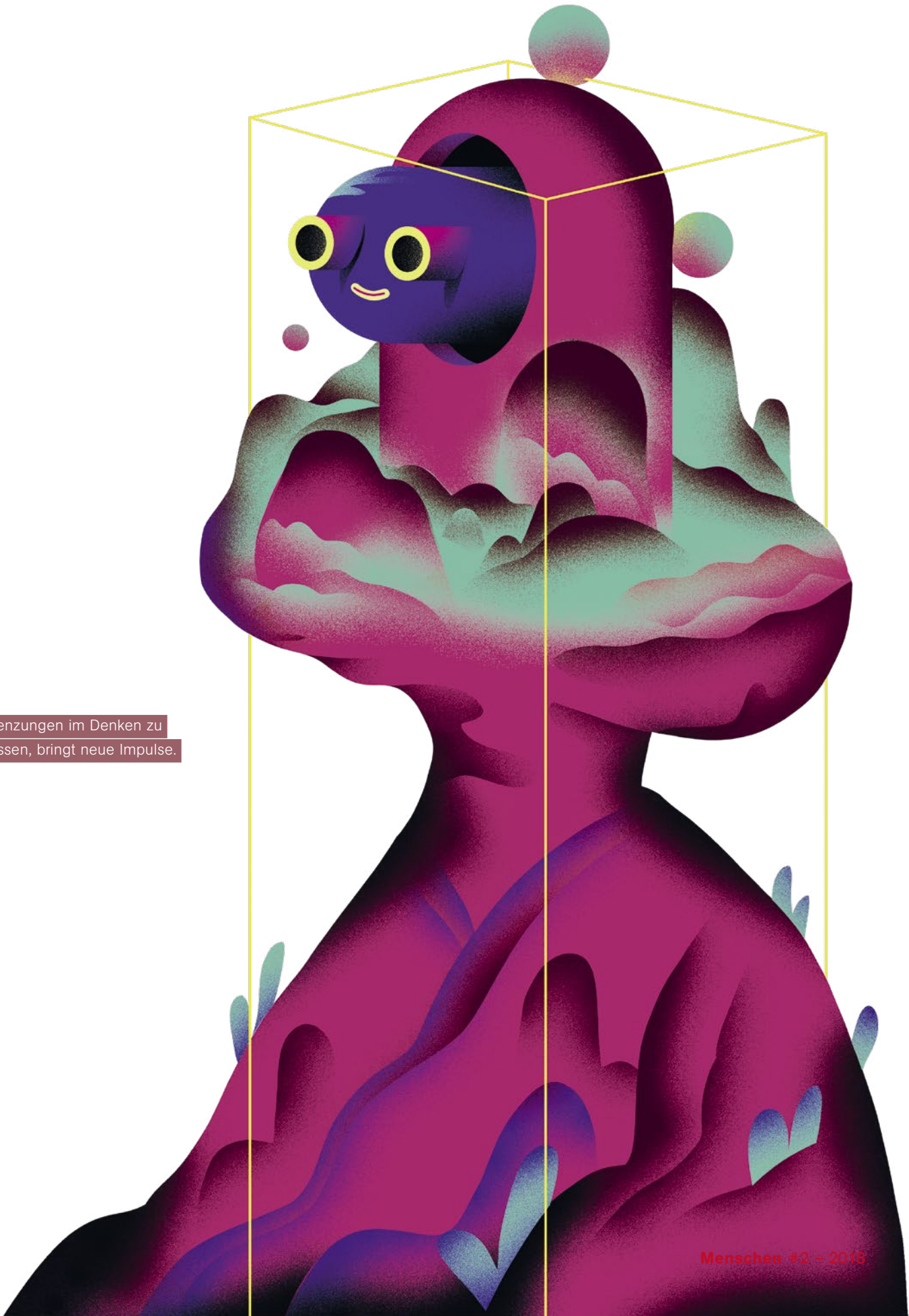


**Mehr Infos finden Sie unter:**

[www.tinyurl.com/inklusion-workshop](http://www.tinyurl.com/inklusion-workshop)



Begrenzungen im Denken zu verlassen, bringt neue Impulse.



# Total normal

An Bonns Fünfter, einer städtischen Gesamtschule, soll kein Schüler ausgeschlossen oder innerhalb des Schulsystems separiert werden. Deshalb gibt es keine homogenen Lerngruppen. Wir wollten von den Jugendlichen wissen: Was bedeutet Vielfalt für sie? Welche Erfahrungen, positive wie negative, haben sie in ihrem inklusiven Schulalltag gemacht? Und was wünschen sie sich für die Zukunft? Einige Stimmen aus den Jahrgangsstufen 5 bis 11.

---

Protokoll Stefanie Wulff Illustrationen Sandro Rybak

## Was bedeutet Vielfalt für euch?

*Khatere, 12:* Es gibt verschiedene Menschen, und jeder ist besonders.

*Samia, 11:* Vielfalt bedeutet, die Welt zu retten.

*Nomu, 10:* Jeder hat ein Recht auf seine Meinung.

*Hannes, 11:* Dass man anderen Menschen helfen soll, damit sie das schaffen, was sie wollen, egal, in welchem Zustand sie sind.

*Simon, 11:* Für mich ist Vielfalt, wenn jeder gleichberechtigt ist. Denn jeder hat ein gutes Herz, Charakter und Aussehen.

## Was gefällt euch am Lernen in Vielfalt?

*Marie, 14:* Ich finde es gut, mit jemandem mit Behinderung in der Klasse zu sein, weil man viel lernt. Jetzt weiß ich zum Beispiel viel mehr über das Asperger-Syndrom als früher. Auch für das weitere Leben ist es gut. Dann weiß man, wie man mit Menschen mit Behinderung umgehen kann.

*Janina, 13:* Einer unserer Mitschüler mit Downsyndrom ist immer so gut gelaunt. Er begrüßt jeden so schön und umarmt andere oft. Die gute Laune steckt einfach an. In seiner >



> Klasse wird er sehr gemocht. Jeder möchte gerne neben ihm sitzen.

**Marc, 14:** Ich habe gelernt, dass es nicht so wichtig ist, ob man sich gut ausdrücken kann. Aber es macht trotzdem Spaß, zusammen zu arbeiten oder zusammen etwas aufzuführen.

**Emely, 11:** Dass alle gleich behandelt werden.

**Luisa, 17:** In den Pausen und im Unterricht begegne ich täglich allen möglichen Mitschülern. Mit unterschiedlicher Herkunft und mit und ohne Behinderung. Da bemerkt man kaum noch Unterschiede.

## Gibt es auch mal Probleme?

**Marie, 14:** Manchmal ist es schwer, mit jemandem mit Behinderung umzugehen. Zum

Wenn jemand anders ist als man selbst, kann das unsicher machen – und neugierig.

Beispiel, wenn jemand laut wird, weil ihm alles zu viel wird. Da kann man sich dann selbst nicht mehr so gut konzentrieren. Da gibt es schon manchmal Probleme. Aber ich finde: Auch daraus lernt man ja was.

**Janina, 13:** Manchmal bekommen Mitschüler mit Behinderung mehr Vorteile als andere. Sie dürfen beim Fußball zum Beispiel immer im Tor stehen, obwohl andere auch mal möchten. Oder sie dürfen noch in Lerngruppen rein, obwohl die eigentlich schon voll sind. Und andere dürfen nicht mehr dazukommen. Das war dann immer ein bisschen blöd.

**Marie, 14:** Auch nach der Schule kann es Probleme geben. Viele Leute dürfen ja gar nicht arbeiten, weil sie kein Asyl haben. Und dann ist es vielleicht schwierig, eine Stelle in dem Beruf zu kriegen, den man in seinem Land früher ausgeübt hat. Ich glaube, es ist schwierig, etwas komplett Neues anzufangen, wenn man gerade etwas Schreckliches hinter sich gelassen hat. In einem ganz neuen Land.

**Janina, 13:** Ich schiele. Ich kann zwar ganz normal sehen wie jeder andere. Trotzdem sagen die Leute: Du kannst ja nicht richtig gucken. Das ist nicht so schön. Ich muss das immer wieder erklären.

## Welchen Vorurteilen seid ihr schon mal begegnet?

**Pia, 15:** Ich habe Legasthenie. Früher war es ganz schlimm, mittlerweile ist es etwas besser. Trotzdem ist es noch ausgeprägt.



Mit Unterstützung  
geht vieles leichter.



Viele sagen, dass ich deshalb gar nicht lesen oder schreiben kann. Früher fand ich das schlimm. Wir haben jetzt mehrere Legastheniker in der Klasse. Da fühle ich mich ein bisschen besser.

*Sharon, 16:* Beleidigungen wie „Bist du schwul?“ stimmen Betroffene immer traurig. Das zeigt, wie viel Diskriminierung es noch gibt. Auch wenn es in den letzten Jahren schon besser geworden ist, so wie für Menschen mit Behinderung auch. Man sollte anstreben, noch weiter zu kommen.

*Janina, 13:* Um zu verstehen, wie sich die anderen fühlen, sollte man sich einfach mal vorstellen: Alle anderen um einen herum sind schwul oder lesbisch. Und nur man selbst ist hetero. Das würde sich doch auch komisch

anfühlen, wenn die sagen würden: Der ist hetero, der ist anders.

## Welche Wünsche habt ihr für mehr Vielfalt in der Schule und außerhalb?

*Pia, 15:* Die Inklusion und das gemeinsame Lernen in Vielfalt, das tragen ja meistens die Gesamtschulen. Das finde ich nicht gut. Ich denke, auch die Gymnasien und alle anderen Schulen sollten mehr Schüler mit Behinderung aufnehmen. Da lernt man zusammen mehr fürs Leben. >



> **Luisa, 17:** Ich wünsche mir mehr Gleichberechtigung und dass alle die gleichen Chancen haben und voneinander lernen können. Damit alle ohne Vorurteile das Ziel erreichen können, das sie gerne erreichen möchten.

**Marc, 14:** Ich wünsche mir, dass es keinen Rassismus mehr gibt.

**Malek, 10:** Ich wünsche mir, dass alle Kinder in die Schule gehen können und gleichberechtigt sind.

**Carlotta, 11:** Ich würde mir wünschen, dass jeder Mensch seinen Traumberuf bekommt.

**Luisa, 17:** Es gibt ja auch Schulen speziell für Kinder mit Behinderung. Ich finde es aber besser, wenn sie wie bei uns den ganz normalen Alltag mitbekommen. Damit alle lernen können, miteinander umzugehen.



Den anderen kennenlernen  
kann man nur, wenn man sich  
trifft und miteinander spricht.

## Was muss getan werden, damit diese Wünsche in Erfüllung gehen?

**Marie, 14:** Jeder Mensch müsste ein bisschen mehr Rücksicht nehmen auf die anderen Menschen. Die anderen respektieren und sie so annehmen, wie sie sind. Auch wenn man mit anderen erst einmal nicht klarkommt, sollte man es aber versuchen und sich mit ihnen auseinandersetzen.

**Pia, 15:** Ich würde mir mehr Einsatz von der Politik wünschen. Soweit ich weiß, müssen zum Beispiel Schulen der Kirche keine

Flüchtlinge aufnehmen. Da würde ich mir wünschen, dass die Politik sich einmischt.

**Luisa, 17:** Indem man Organisationen unterstützt, die sich für Inklusion einsetzen. Und indem man auf die Straße geht für seine Meinung und Forderungen an die Politik stellt.

**Marc, 14:** Wenn man die Möglichkeit hat, kann man Asylanten oder Asylbewerber aufnehmen. —



**Wollen Sie aktiv werden?**  
Mehr zu den Förderprogrammen der Aktion Mensch finden Sie unter:  
[www.aktion-mensch.de/foerderung](http://www.aktion-mensch.de/foerderung)

# Gemeinsamkeit schaffen

Sie bringen das Miteinander von jungen Menschen mit und ohne Behinderung voran? Zum Beispiel mit Projekten in den Bereichen Bildung oder Freizeit? Lassen Sie sich dabei unterstützen – mit Fördermitteln der Aktion Mensch!



## Bildung und Persönlichkeitsstärkung

Die Aktion Mensch möchte Kinder und Jugendliche mit und ohne Behinderung im Alltag unterstützen, die Entwicklung ihrer Persönlichkeit stärken und ihnen die aktive Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ermöglichen.

Damit das gelingt, fördern wir zum Beispiel

- ehrenamtliches Engagement,
- Beratungsstellen und familienunterstützende Dienste,
- den barrierefreien Ausbau von Einrichtungen,
- inklusive Aktionen,
- Seminare und Workshops,
- lokale Netzwerke von Bildungsträgern.



## Freizeit

Die Aktion Mensch setzt sich dafür ein, dass junge Menschen ihre Freizeit nach ihren Vorstellungen verbringen können. Sich begegnen, gemeinsam aktiv sein oder einfach Spaß haben – das ist bei Sport, Kunst, Kultur oder Reisen besonders gut möglich. Damit das gelingt, fördern wir zum Beispiel inklusive und barrierefreie

- Theater- oder Tanzangebote,
  - Sportprogramme,
  - Ferienreisen im In- und Ausland
- und den Aufbau lokaler Netzwerke für inklusive Freizeitangebote.

**DAS WIR GEWINNT**

**Aktion  
MENSCH**

→ Sei dabei unter [www.aktion-mensch.de](http://www.aktion-mensch.de)



## Was mich stark macht

Zusammen mit der Fotografin **Sibylle Fendt** fingen Schülerinnen und Schüler von zwei sechsten Klassen der **Carl-von-Linné-Schule** in Berlin fotografisch ein, was sie persönlich stark macht. Zwei weitere Fotos zeigen wir auf den Seiten 14/15 und 34/35.



*„Mich macht Okulele spielen stark.  
Wenn ich mit meinen zwei  
Freundinnen spiele, geht es mir  
besser. Ich bin dann glücklich,  
wir haben zusammen viel Spaß.“*

**– Chantalle**





# Ich will etwas *verändern*

Unpolitisch, konsumorientiert, nur an sich selbst interessiert – das ist ein gängiges Vorurteil gegenüber der Jugend. Hier erzählen sieben junge Leute, wofür und warum sie sich starkmachen.

---

**Text** Astrid Eichstedt

## Hannah Bornemann, 18 Jahre, Studentin (links), und Fee Winkler, 18 Jahre, Schülerin.

Hannah ist in Bonn aufgewachsen und studiert seit Oktober 2018 Biologie in Göttingen. Fee besucht die 13. Klasse des Gymnasiums Calvarienberg in Ahrweiler und wohnt bei ihren Eltern in Remagen. Mit ihrem Umweltprojekt zero waste & no plastic wollen die beiden das Umweltbewusstsein jüngerer Schüler fördern.

„**Kennengelernt haben wir uns** 2016 bei der Schülerakademie 2°Campus. Damals konnten wir mit Unterstützung der Hochschule für nachhaltige Entwicklung in Eberswalde über Verpackungen forschen und Umfragen machen. So haben wir gemerkt: Die meisten Leute wissen, dass Plastik zu vermeiden ist, aber es fehlt oft der Schritt zum Handeln. Deshalb haben wir 2017 unser Projekt gestartet. Wir gehen in Schulen und veranstalten Seminare für Schüler von der dritten bis zehnten Klasse. Wir wollen ihnen zeigen, wo sie selbst für eine Zukunft mit weniger Plastik sorgen können.

Erst mal erklären wir ihnen die Fakten. Wo ist überhaupt das Problem? Was kann man als Schüler dagegen tun? Wir machen zum Beispiel Messungen. Die Schüler sollen kontrollieren, wie viel Plastik am Rhein oder an der Ahr angeschwemmt wird. Außerdem haben wir mit ihnen Mikroplastik in Peelings und Zahnpasta mikroskopiert. Das fanden sie ziemlich spannend. Die Schüler interessieren sich viel mehr

für diese Themen, wenn wir beide ihnen das erklären, weil es außerhalb des Unterrichts stattfindet und weil wir keine Lehrer sind. Wir merken, dass wir bei den Kindern ein Bewusstsein erzeugen. Und dass wir sie motivieren. Wir versuchen, die Seminare immer mit einer Motivation zu beenden, damit sie nicht denken: ‚Oh, mein Gott, es ist ja eh alles schlimm, und es hat keinen Zweck, etwas dagegen zu tun.‘

Auf jeden Fall wollen wir unser Projekt weiter voranbringen. Auch wenn Hannah jetzt in Göttingen studiert, konzentrieren wir unsere Arbeit zunächst aufs Rheinland. Denn hier haben wir unsere Kontakte. Wir wollen erreichen, dass die Schüler, die wir zu Umweltscouts ausgebildet haben, an ihren Schulen Arbeitsgemeinschaften ins Leben rufen und selbst jüngere Schüler ausbilden. Außerdem wollen wir die Schulen vernetzen, damit sich die Umweltscouts austauschen können. Wir können uns vorstellen, das Projekt später beruflich weiterzuentwickeln. Einige unserer Freunde würden gerne mitmachen. Bis jetzt haben wir mit unserem Projekt viele tolle Erfahrungen gemacht. Wir sind selbstbewusster und organisierter geworden. Es ist Arbeit, aber es bringt einem auch etwas. Man trifft Menschen, mit denen man sonst nie Kontakt gehabt hätte. Man kriegt von den Jüngeren sehr viel zurück. Und man sieht, dass es bei ihnen Früchte trägt. Das freut uns. Weil uns das Thema total wichtig ist.“ >

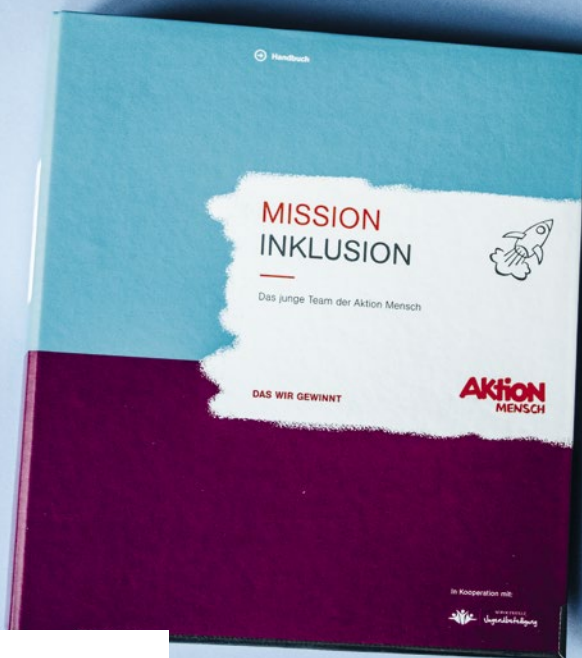
Fotos: Frederike Wietzeis



Menschen & Umwelt







### Mission Inklusion ist buchbar!

Sie möchten das Team in Ihre Schule oder Kinder- und Jugendgruppe einladen?  
Infos unter: [www.mission-inklusion.de](http://www.mission-inklusion.de)

#### > Tobias Zorn, 19 Jahre, Student.

*Bis vor Kurzem lebte Tobias mit seiner Schwester und seinen Eltern in Trier. Jetzt studiert er im ersten Semester Sozialwissenschaften in Köln. Er engagiert sich bei Mission Inklusion, einem gemeinsamen Projekt der Servicestelle Jugendbeteiligung und der Aktion Mensch. Getragen und gestaltet wird das Projekt von jungen Menschen, die sich für eine inklusive Gesellschaft starkmachen.*

„Vor anderthalb Jahren habe ich angefangen, mich zu engagieren. Damals fanden die Special Olympics, eine Sportbewegung für Menschen mit geistiger Behinderung und Mehrfachbehinderung, in Trier statt. Ich hatte davon im Radio gehört, fand die Idee toll und habe mich spontan als Volunteer angemeldet. Weil mir diese eine Woche so viel Spaß gemacht hat, habe ich mich anschließend nach neuen Engagementmöglichkeiten umgesehen.

Ich war dann bis zu meinem Abitur im Juni 2018 Vorstandsmitglied der Landesschülervertretung Rheinland-Pfalz. In deren Mailbox landete eines Tages ein Hinweis, dass die Servicestelle Jugendbeteiligung und die Aktion Mensch engagierte Jugendliche für ihre Mission Inklusion suchen. Wie damals bei den Special Olympics habe ich nicht lange überlegt und mich angemeldet.

Aktuell sind wir ein Team von etwa 25 jungen Leuten, die die Gesellschaft durch ihr Engagement ein klein wenig

verändern wollen. Bei Mission Inklusion wollen wir mit Kindern und Jugendlichen Lesungen und Workshops zum Thema Inklusion durchführen und uns auch mit verschiedenen anderen Aktionsformaten für Vielfalt in der Gesellschaft einsetzen. Zuerst haben wir gemeinsam erarbeitet, wie man so einen Workshop aufbauen kann. Bei uns läuft das nach dem Peer-to-Peer-Prinzip: Junge Menschen geben Workshops für junge Menschen. Ich konzipiere und halte vorwiegend Workshops in Bildungseinrichtungen, aber es kann auch mal ein Sportverein dabei sein.

Mir ist es wichtig, dass möglichst niemand wegen seiner Einschränkungen ausgeschlossen wird, sondern sich in der Gesellschaft willkommen fühlt. Gerade bei Jugendlichen tauchen oft Vorurteile auf. In den Workshops will ich anregen, dass sie sich mit dem Thema intensiver auseinandersetzen und merken, dass die Dinge doch nicht immer so sind, wie sie vielleicht gedacht haben.

Meine Freunde unterstützen mein Engagement voll und ganz. Wir sprechen viel über meine Erfahrungen. Ich treffe durch Mission Inklusion so viele tolle und aufgeschlossene Menschen und lerne eine Menge dazu. Und am Ende sehe ich auch, was ich vielleicht verändert habe. Keiner kann die Welt alleine verändern, aber jeder kleine Schritt tut einem auch selbst gut.“

## Abbas Moussa, 19 Jahre, Schüler.

Ursprünglich stammt Abbas aus Benin. Im Alter von sechs Jahren zog er mit seinem Vater nach Deutschland, wo er mit zehn Halbgeschwistern und der zweiten Frau seines Vaters aufwuchs. Abbas besucht die 13. Klasse der Städtischen Gesamtschule in Iserlohn. Seit zwei Jahren engagiert er sich im Kinder- und Jugendrat der Stadt Iserlohn.

„2016 wurde ich von meiner damaligen Schule, der Hauptschule Martin Luther, in den Kinder- und Jugendrat der Stadt Iserlohn gewählt. Was genau auf mich zukommen würde, wusste ich nicht, ich habe es einfach gemacht. Zuvor hatte ich nie Kontakt zu Menschen, die sich ehrenamtlich engagieren.“

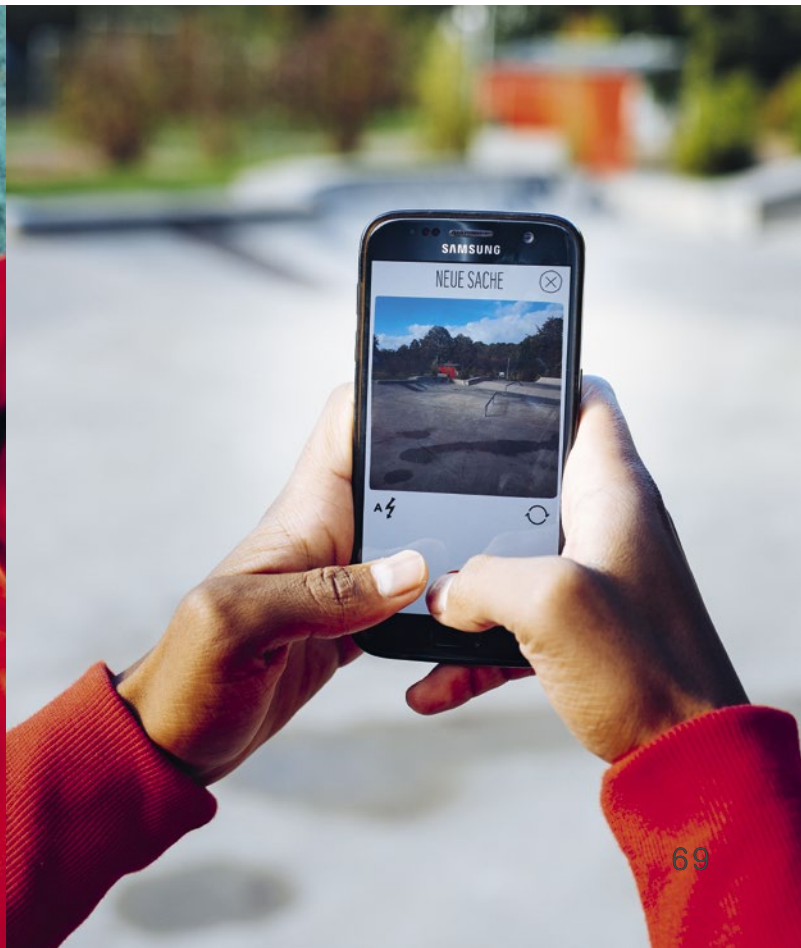
Wir machen ganz unterschiedliche Sachen. Zum Beispiel bieten wir einmal im Monat einen Kinofilm kostenfrei für Kinder in der Innenstadt an. Außerdem haben wir zwei Demonstrationen zur Rettung der Bienen organisiert und uns dafür eingesetzt, dass Informationstafeln aufgestellt werden. Die Tafeln haben wir selbst entwickelt und gestaltet. Letztes Jahr haben wir einen Partizipationstag organisiert, an dem sich alle Schulen beteiligt haben. Wir haben auch Politiker eingeladen, die in Diskussionsforen mit uns Jugendlichen über unterschiedliche Themen, von Schule bis Umweltschutz, diskutiert haben. Zurzeit wird in Iserlohn ein Stadtentwicklungskonzept erstellt, an dem sich auch Kinder und Jugendliche beteiligen können. Deshalb beschäftige

ich mich seit Mai 2018 mit Stadtentwicklung in Iserlohn. Dafür arbeiten wir unter anderem mit der App #Stadtsache, einer Art Fotoführer für Kinder und Jugendliche. Anfangs haben wir nur Dinge und Orte fotografiert, Filme gedreht und Verbesserungsvorschläge eingebracht. Später haben wir andere Jugendliche in der Innenstadt interviewt, um deren Ideen auch ins Stadtentwicklungskonzept einfließen zu lassen.

Ich verbringe mal mehr, mal weniger Zeit mit meinem Engagement. Alle paar Monate treffen wir uns zur Vollversammlung und einmal monatlich etwa vier Stunden zur Projektarbeit. Ich habe jeden Tag bis 16 Uhr Schule und dreimal pro Woche Taekwondo-Training. Trotzdem bleibt mir genügend Zeit für den Kinder- und Jugendrat. Demnächst will ich noch am Jugendhilfeausschuss teilnehmen. Das ist ein politischer Ausschuss, in dem erwachsene Politiker über Entscheidungen beraten, die für Kinder und Jugendliche in unserer Stadt wichtig sind, etwa, wo ein Spielplatz gebaut oder ein Bolzplatz renoviert wird, oder auch, wie viel Kindergartengebühren Eltern zahlen sollen.

Durch mein Engagement kann ich üben, vor Publikum frei zu sprechen. Außerdem lerne ich, wie man seine Interessen in einer Stadt einbringen kann, wie die Abläufe innerhalb der Verwaltung sind und wie Politik funktioniert.“ >

Fotos: Frederike Wetzels, Jan Steinhöfer (links); Frederike Wetzels (rechts)





## > Viktor Sauerborn, Schüler, 17 Jahre.

Viktor lebt zusammen mit seinem Zwillingenbruder Jakob, seiner jüngeren Schwester und seinen Eltern in Wasserburg am Bodensee. Er besucht die Differenzierte Werkstufe der Geschwister-Scholl-Schule am Körperbehinderten-Zentrum Oberschwaben. Die Zwillingenbrüder haben eine Spastik und sind durch ihre Frühgeburt in ihrer Entwicklung verzögert, Jakob etwas mehr. Beide engagieren sich seit ihrer Kindheit bei der Wasserwacht des Bayerischen Roten Kreuzes in Wasserburg, Viktor bald sogar als Jugendleiter.

„Ich habe schon mit drei oder vier Jahren schwimmen gelernt. Mit neun Jahren sind mein Bruder und ich in die Jugendgruppe der Wasserwacht Wasserburg eingetreten, da uns das Jugendtraining so gut gefallen hat. Wir haben damals nach einer sinnvollen Freizeitbeschäftigung gesucht. In unserer Familie ist es nichts Besonderes, sich ehrenamtlich zu engagieren. Mein Vater ist auch bei der Wasserwacht und mein Onkel engagiert sich bei der Freiwilligen Feuerwehr.

Die wichtigste Aufgabe der Wasserwacht ist es, am und im Wasser Menschen zu helfen und Menschen zu retten, die zu ertrinken drohen oder die Schiffbruch erlitten haben. Es gibt aber auch noch andere Aufgaben, zum Beispiel den Naturschutz. An meiner ehrenamtlichen Arbeit gefällt mir besonders, dass ich viele Menschen kennenlerne und später auch Menschen helfen kann. Weil ich noch nicht

18 bin, darf ich leider nur bei Übungen mitmachen und noch nicht bei richtigen Einsätzen.

Letztes Jahr im Oktober habe ich meine Prüfung zum Wasserretter abgelegt. Mein Vater hatte mich angemeldet, ohne mir etwas davon zu sagen. Deshalb gab es zuerst eine kleine Diskussion. Aber am Ende fand ich es doch cool. Im Juni habe ich die Prüfung zum Sanitäter abgelegt. Beides gehört zur Grundausbildung. Demnächst möchte ich meine Prüfung als Jugendleiter machen. Dann kann ich Jugendliche auf den aktiven Dienst vorbereiten. Außerdem werde ich mit ihnen auf Wettkämpfe gehen und Ausflüge organisieren. Wenn ich 18 bin, darf ich das Bodenseeschifferpatent und danach den Bootsführerschein machen, den man braucht, um Einsatzboote zu fahren. Es gibt eigentlich keine Aufgaben, die ich aus körperlichen Gründen nicht machen kann. Ich brauche bloß etwas mehr Zeit zum Lernen für den theoretischen Teil der Prüfungen.

Mein Bruder und ich kümmern uns auch um die Wartung der Schutzausrüstung und helfen bei der Bootsreinigung. Ich bin den ganzen Tag in der Schule, aber danach, samstags und in den Ferien verbringe ich viel Zeit bei der Wasserwacht. An Sonntagen mache ich selten etwas, weil ich auch mal einen Tag für mich haben möchte.“





### **Sophie Steiert, 16 Jahre, Schülerin.**

*Sophie lebt mit ihren Eltern und ihrem jüngeren Bruder in Berlin. Sie besucht dort das Jüdische Gymnasium Moses-Mendelssohn. Seit einem Jahr engagiert sie sich bei LIKRAT – Jugend & Dialog, einem Jugendprogramm des Zentralrats der Juden, dessen Ziel es ist, anti-semitischen Ressentiments entgegenzuwirken.*

„Angefangen, mich ehrenamtlich zu engagieren, habe ich letztes Jahr, erst als Schulsanitäterin und danach auch als Schulmediatorin. Außerdem habe ich zur Bundestagswahl die Juniorwahlen an meiner Schule organisiert mit kleinen Wahlkabinen und Infoveranstaltungen. Das hat mir sehr viel Spaß gemacht. Dann wollte ich auch außerhalb der Schule aktiver werden und bin auf das Projekt LIKRAT – Jugend & Dialog aufmerksam geworden.

Bei dem Projekt geht es darum, dass jüdische Jugendliche in Schulen gehen – meistens sind es Gymnasien oder Gesamtschulen – und den Schülern etwas über das Judentum erzählen. So merken die Schüler: Juden sind Menschen wie du und ich. Zur Vorbereitung dafür habe ich eine Ausbildung gemacht. 2017 habe ich viermal jeweils drei Tage zusammen mit anderen Jugendlichen etwas über die Themen Zivilcourage, Politik, Geschichte, Kultur et cetera gelernt und auch etwas über Kommunikation, Rhetorik und Präsentationstechniken.

Wir gehen immer zu zweit in die Schulkassen. Dort diskutieren wir 90 Minuten lang mit den Schülern, beantworten Fragen und erzählen ihnen etwas über das Judentum. Das habe ich im letzten Jahr zwölfmal gemacht. Einmal waren wir in einer Schule mit einem hohen muslimischen Anteil. Als ich den Schülern erzählt habe, dass sich gläubige Juden am Sabbat vor dem Essen in einem Ritual die Hände waschen, hat sich ein kleiner muslimischer Junge gemeldet. Er strahlte übers ganze Gesicht und sagte: ‚Wir waschen uns auch vor dem Gebet die Hände.‘ Das war einer von den goldenen LIKRAT-Momenten. Die Religionen sind eigentlich gar nicht so unterschiedlich. Und wir sind auch gar nicht so verschieden, wie wir manchmal denken.

Eine Freundin von mir wurde aber auch mal gefragt, ob wir noch den Judenstern tragen. Das muss man erst mal verarbeiten, bevor man antworten kann. Es ist teilweise nicht einfach, aber es ist gut, dass man das Gefühl hat, ein bisschen Vorbehalte bekämpfen, ein bisschen Antisemitismusprävention leisten zu können. Ich gehöre zu denen an meiner Schule, die viel machen. Sicher gibt es Mitschüler, die sagen: ‚Du Streber.‘ Aber ich hatte nie ein Problem damit. Ich fühle mich besser, wenn ich mich engagiere, es gibt mir total viel Erfüllung.“ >





➤ **Johanna Kasischke, 18 Jahre, Auszubildende.**

*Johanna lebt mit ihren Eltern und einer Schwester in Köln-Meschenich. Derzeit macht sie eine Ausbildung zur Buchhändlerin. Seit fünf Jahren engagiert sie sich unter anderem beim Verein Junge Stadt Köln e.V., bei dem Jugendliche das gesellschaftliche Leben ihrer Stadt in verschiedenen Projekten mitgestalten.*

„**Mein erstes Ehrenamt hatte** ich mit neun, als ich angefangen habe, bei den Sternsängern mitzugehen. Später habe ich dort selbst eine Gruppe geleitet. Mit 13 habe ich dann von der Schülerzeitschrift k50 gehört. Ich habe einfach hingeschrieben und gefragt, ob ich dabei mitmachen dürfte. Das Magazin war das erste Jugendprojekt des Vereins Junge Stadt Köln.

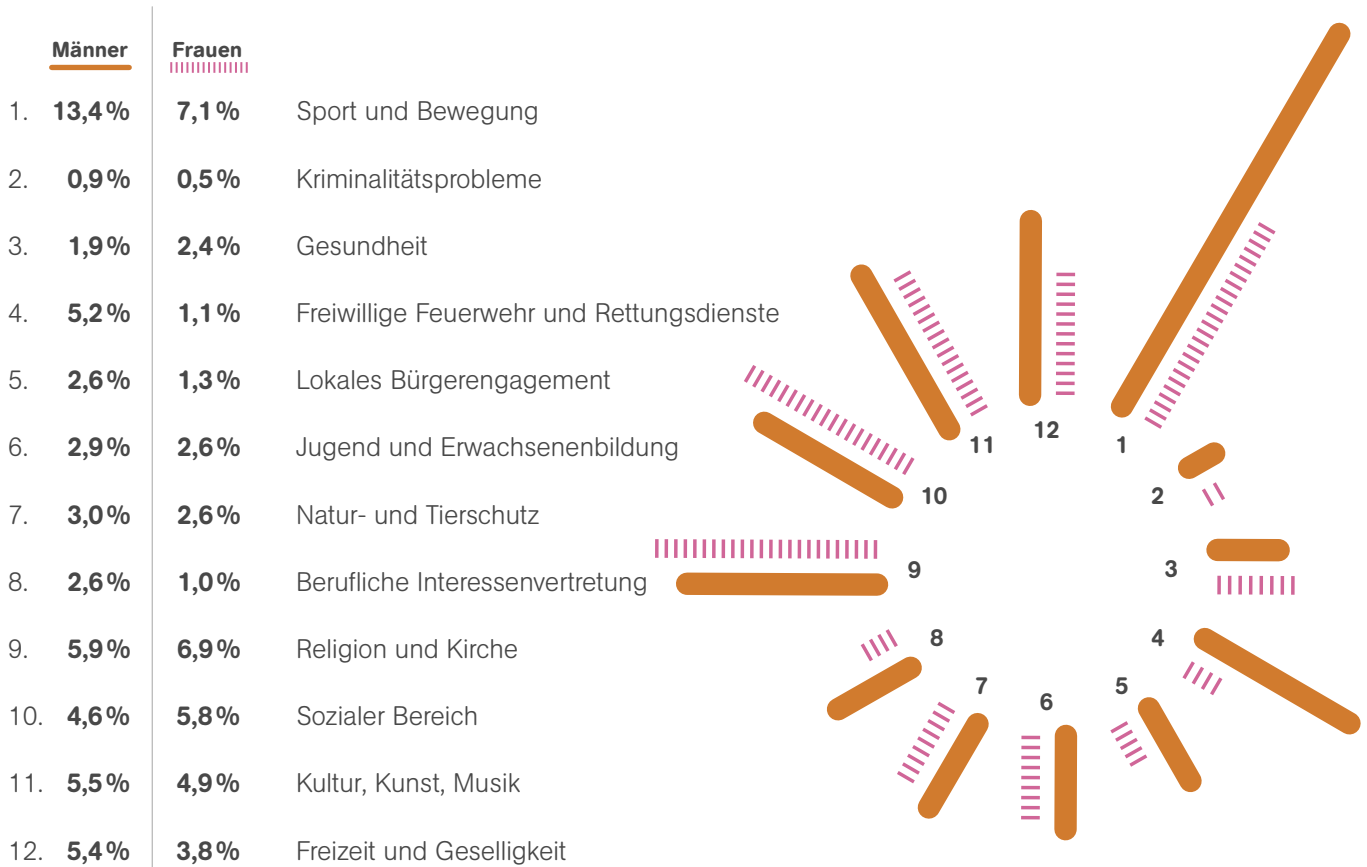
Danach bin ich mit anderen Jugendlichen, die schon bei k50 dabei waren, bei frank und frei eingestiegen, einem neuen Projekt von Junge Stadt Köln. Hier können wir Ideen sammeln und umsetzen, die Köln angenehmer machen oder bereichern. Bei der Lizenz zum Dichten haben wir zum Beispiel Gedichte oder kurze Texte von Jugendlichen gesammelt und sie an öffentlichen Plätzen in der Stadt aufgehängt. Junge Stadt Köln hat außerdem eine Kooperation mit dem Verein Pro Retina, wo ich auch mitmache. Der Verein berät und informiert Mitglieder und andere Menschen aus der Region über Netzhautdegenerationen. Für den Verein

habe ich schon mehrmals Menschen mit Sehbehinderung bei Ausflügen begleitet.

Ein anderes Projekt von frank und frei ist die Initiative 100 Rampen für Köln. Es ist aus einem Brainstorming unter uns Jugendlichen hervorgegangen. Eine von uns, die seit ihrem neunten Lebensjahr im Rollstuhl sitzt, hat uns von dem Aktivisten Raúl Krauthausen und seiner selbst gebauten Rollstuhlrampe aus Legosteinen erzählt. Die Idee fanden wir toll und wollten sie auch für Köln umsetzen.

Raúl Krauthausen will, dass Rollstuhlfahrer eine Legorampe zum Mitnehmen bekommen. Wir wollen, dass jedes Geschäft in Köln eine eigene Legorampe hat. Zum einen passen ja nicht alle Rampen überall hin. Mal ist eine Stufe viel und mal nur ein bisschen zu hoch, um drüberfahren zu können. Außerdem fanden wir es besser, wenn nicht die Rollstuhlfahrer verantwortlich sind und man stattdessen möglichst vielen Läden und Lokalen Rampen geben würde, die sie rauslegen könnten, wenn jemand mit Rollstuhl, Kinderwagen oder Rollator kommt. Wir haben Legospenden gesammelt und unsere ersten Rampen gebaut. Außerdem haben wir Leute in Geschäften gefragt, ob sie Interesse an einer Rampe haben. Zwar haben wir erst drei Rampen vermitteln können, aber unser Ziel ist nach wie vor: 100 Rampen für Köln.“

# Die Arten des Engagements:



## Die häufigsten Gründe für Nichtengagement:



**Mehr wissen**

Weitere Infos finden Sie ab **Seite 96**.

Quelle Ziviz 6/2015; statista, 2018



„Voll schöne  
Seite hast du“



Fast alle Jugendlichen zwischen 12 und 19 Jahren sind täglich auf sozialen Internetplattformen unterwegs. Sie nutzen sie nicht nur, sondern sie gestalten auch selbst. Und beides trägt zur Identitätsbildung bei. Ein Blick auf neue Formen der Ichwerdung aus kommunikationswissenschaftlicher Sicht.

---

**Text** Dr. Dagmar Hoffmann

**Identität stellt sich im** direkten Austausch her, face-to-face sowie seit geraumer Zeit auch auf digitalen Plattformen im Internet. Messaging-Dienste, soziale Onlinenetzwerke, Bild- und Videoportale erlauben vielfältige Möglichkeiten der Selbstdarstellung. Die Anwendungen und Portale werden als Experimentier- und Inszenierungsräume genutzt, die das Basteln an der eigenen Persönlichkeit zulassen oder zuweilen auch einfordern. Das beginnt bereits bei der Auswahl des Profilfotos sowie dem Hintergrund des Accounts ebenso wie bei der Selbst- und Statusbeschreibung, dem Steckbrief. Von den drei derzeit unter Jugendlichen im Alter von 12 bis 17 Jahren meistgenutzten Angeboten – YouTube, WhatsApp und Instagram – steht YouTube vor allem bei Jungen hoch im Kurs, bei Mädchen eher WhatsApp und Instagram. Laut der „JIM-Studie 2017 – Jugend, Information, (Multi-)Media“ (jährlich herausgegeben vom Medienpädagogischen Forschungsverbund Südwest) zum Medienverhalten der 12- bis 19-Jährigen nennt jedes vierte Mädchen dieser Altersgruppe Snapchat, einen Instant-Messaging-Dienst zum Hochladen von Fotos und Videos, als eine ihrer Lieblings-Apps. Anders als bei den anderen Diensten stehen die Bilder für Betrachter nur eine begrenzte Zeit zur Verfügung. Täglich genutzt wird von 89 Prozent der Jugendlichen WhatsApp, von 44 Prozent Instagram und von 39 Prozent Snapchat. Folgt man aktuellen Mediennutzungsstudien, so spielt das 2004 gegründete und damit älteste Netzwerk Facebook kaum noch eine Rolle im Alltag Jugendlicher. Nur noch gelegentlich scrollen sie die Postings durch und checken den ein oder anderen Link.

Heranwachsende testen in der Regel aus und prüfen, welcher Medienkanal für sie und ihre Bedürfnisse eine geeignete Passform hat. Dabei geht es vor allem darum,

- dass man relevante Informationen von anderen und über andere, zum Beispiel Freunde, Gleichgesinnte und Prominente erhält,
- dass man mit Personen in Kontakt treten kann, die einem nah sind, die man besonders mag oder die einem – wie im Fall von Stars – wichtig sind und die man anhimmelt,
- dass man gut unterhalten wird durch ihre Erfahrungen, originelle Storys, Alltagsbeobachtungen, besondere Reiseerlebnisse, durch außergewöhnlich schöne und/oder witzige Selfies, kreative Foodies und vieles mehr,
- dass man Anerkennung erfährt durch Likes, Shares und Kommentare seines Umfeldes und mitunter auch von Menschen, die man nicht persönlich kennt, sondern die über Freunde oder Hashtags auf den Account aufmerksam geworden sind.

Heutzutage ist es unter Jugendlichen absolut üblich, einen Messenger zu nutzen oder auf einem Portal vertreten zu sein, wenngleich die konkreten Bildpraktiken sowie Storys der Nutzer variieren. Wie oft und intensiv man sich den Portalen zuwendet, ist sehr unterschiedlich. Ebenfalls sind die Nutzer nicht gleichermaßen aktiv und einflussreich. Einige von ihnen sind eher rezeptiv auf den Portalen unterwegs, das heißt, sie lesen und betrachten lieber bild- oder textbasierte Inhalte der anderen, als dass sie eigene Inhalte produzieren und >



➤ öffentlich machen beziehungsweise in ihrem Abonnementkreis oder der WhatsApp-Gruppe streuen. Nur jeder fünfte Jugendliche kommentiert regelmäßig Fotos und Videos von anderen auf Instagram. Ebenfalls nur 20 Prozent geben an, dass sie selbst häufig Fotos und Videos posten, 30 Prozent tun dies gelegentlich. Die Nutzer von Snapchat sind deutlich aktiver. Von ihnen verschicken laut JIM-Studie 66 Prozent häufig sogenannte Snaps in Form von Fotos und Videos, die oftmals mit Filtern, Texten und Emojis versehen werden.

### Das hybride Selbst und die Ästhetik der Bilder

Nicht nur das Profilfoto bei Instagram oder Snapchat wird zur Visitenkarte und zum Identitätsmarker, sondern sämtliche Fotos und Storys sagen natürlich etwas über den Profilinhaber aus. Gezeigt werden die jeweiligen Themenpräferenzen, Interessensgebiete, ästhetische Vorlieben oder das individuelle künstlerische Geschick. In den Onlinenetzwerken zeigen Heranwachsende Facetten ihres Selbst, wobei nicht unbedingt zwischen digitalem Ich und analogem Ich unterschieden wird. Durch die erweiterten Darstellungsmöglichkeiten im Internet hybridisieren sich Formen der Ichwerdung. Online- und Offlineinszenierungen vermischen und überlappen sich.

*Ästhetisierung im Alltag, Selbstoptimierung und „Selbstvermarktung“ im Netz werden eins.*

Das digitale Ich, also die Selbstdarstellung im Netz, wird zudem immer mitgedacht von einem selbst und vom Gegenüber. Ästhetisierung im Alltag, Selbstoptimierung und „Selbstvermarktung“ im Netz schließen sich nicht aus, sondern vermengen sich und werden eins. Allerdings irritieren völlig konträre oder verfremdete Selbstpräsentationen mitunter auch den Freundeskreis und tragen in Folge keineswegs zur Selbstvergewisserung bei. Besonders im Jugendalter ist ja bekanntlich das Bemühen um eine kohärente Identität groß, und es sollte sich wenigstens ein Gefühl von Authentizität einstellen. Jugendliche möchten wissen, mit wem sie es „in echt“ zu tun haben. Wer das Posieren für ein Foto oder ein Video sowie die Bildbearbeitung übertreibt, erntet nicht die erwartete Resonanz. Lob bleibt aus oder es wird – süffisant oder versteckt – Kritik geübt: „Das bist du?“, „Hätte dich nicht erkannt!“. Das Ziel der Onlinedarstellung sind ja grundsätzlich Komplimente und soziale Anerkennung, die einem signalisieren, dass man in der Community akzeptiert und geschätzt wird. Niemand möchte Beleidigungen oder Häme ernten oder gar Mobbing ausgesetzt sein.

Mobbing im Netz kann sich in vielfältigen Formen zeigen, zum Beispiel als Bloßstellung, Belästigung oder auch Bedrohung einer Person. Es handelt sich in der Regel nicht um eine einzelne übermäßig kritische Äußerung, sondern zumeist um systematische Verletzungen über längere Zeiträume, denen sich die Opfer kaum entziehen können. Bei Mobbingattacken besteht also immer Handlungsbedarf, damit niemand dauerhaft geschädigt wird.

Generell ist davon auszugehen, dass persönliche Fotos und Videos, die man auf Instagram von jungen Menschen zu sehen bekommt, nicht en passant erstellt wurden. Sie sind wohl kaum Zufallsprodukte, sondern werden mit Bedacht kreiert, bearbeitet, mit Hashtags gerahmt und mit Kurztexten erläutert. Selbstporträts orientieren sich dabei oftmals an konventionellen Bildästhetiken, etwa aus der Werbung oder den Glamourwelten. Im Zusammenhang mit ➤

## Interview

# Die echte Ilka

**2014 hast du begonnen, auf Instagram Fotos zu veröffentlichen, die unter anderem Profifotografen von dir gemacht haben. Was hat das für dich bedeutet?**

Zunächst waren da Skepsis und Angst vor Cybermobbing. Doch die meisten Leute waren wirklich interessiert und begeistert. Bis heute fasziniert mich, dass sich fremde Menschen die Mühe machen, mir einen lieben Kommentar zu hinterlassen. Im Laufe der Jahre wurde ich dankbar für mein Aussehen, weil ich seit 2014 so tolle Dinge erleben und großartige Menschen kennenlernen durfte.

**Vor allem in der Pubertät suchen Menschen Orientierung und sind auf dem Weg, um herauszufinden, was sie wollen und wer sie sind. Was hat dir geholfen, die zu werden, die du heute bist?**

Die Fotografie und das Zeigen meiner Bilder auf Instagram haben bestimmt dazu beigetragen. Da wurde nichts retuschiert und dennoch kamen sie gut an. Oder gerade deswegen. Der Zuspruch der anderen bezog sich also auf die „echte Ilka“.

**Auf deiner Website schreibst du, dass man sich niemals verstellen sollte. Wird es durch die inszenierte Wirklichkeit in Streams oder Posts nicht schwerer, sich von Trends und Bildern zu lösen und einfach man selbst zu sein?**

Ich sehe häufig Accounts, die eine inszenierte Welt darstellen. Jedes Bild perfekt. Doch das hätte meine Zweifel sogar noch verstärkt. Denn wenn ich ein Foto erst machen kann, nachdem ich mich geschminkt habe oder den Bauch eingezogen habe und daraufhin positives Feedback bekomme, fühle ich mich anders nicht mehr wohl.

**„Das Leben ist viel zu kurz für Selbstzweifel“, schreibst du auf deiner Website und forderst deine Follower auf, mutig zu sein und an der Erfüllung ihrer Träume zu arbeiten. Online leichter gesagt als offline getan, oder?**

Absolut! Deshalb schreibe ich es auf, um mich selbst immer wieder daran zu erinnern. Doch ich merke, dass ich viel mutiger geworden bin, weil ich auch offen dazu aufrufe. Quasi um mit gutem Vorbild voranzugehen. Das merke ich zum Beispiel daran, dass ich vor meinen Fernsehauftritten eigentlich überhaupt nicht nervös bin. Irgendwie habe ich jetzt einfach so ein Vertrauen, dass alles gut wird.

**Hast du schon mal Erfahrungen mit fiesen Kommentaren gemacht und, wenn ja, wie gehst du damit um?**

Fiese Kommentare bleiben natürlich nicht aus, man kann es nie allen recht machen. Glücklicherweise werde ich immer sofort von netten Menschen verteidigt. Das rührt mich wiederum so sehr, dass mir die fiesen Kommentare gar nichts ausmachen.



**Ilka Brühl**, 26, arbeitet als Ingenieurin in der Entwicklung von Elektroautos. Sie wurde mit einer Gesichtsspalte geboren. Ilka hat eine Website, einen Blog, veröffentlicht auf Instagram und ist immer wieder Gast in Info- und Talkshows. Aktuell arbeitet sie an einem Bilderbuch für Kinder.



➤ diesen Annäherungen an professionelle Fotografie durch die jungen Amateure wird des Öfteren auch von Microcelebrities gesprochen. Ihre Selbstdarstellung ist das Ergebnis mutmaßlicher Adaptionen popkultureller Bildproduktionsweisen und Anforderungen: perfekte Make-ups, stylische Outfits, verschämte Blicke, durchtrainierte Körper, Kulissen wie aus Hochglanzreisemagazinen. Je professioneller die Fotos gemacht und bearbeitet werden, umso mehr Druck kann auf den einzelnen Nutzer ausgeübt werden, sich mehr Kompetenzen in der Bildproduktion aneignen zu müssen. Stets originelle Storys und Kulissen der anderen, denen man folgt, können zu hohen Erwartungen an sich selbst führen, Komplexe fördern und zur Selbstwertminderung beitragen.

## **Körperlichkeiten, Lebensstile und Befindlichkeiten**

Instagram ist eine Plattform, auf der sich vornehmlich Menschen im Alter zwischen 18 und 35 Jahren tummeln. Mädchen und Frauen sind etwas stärker vertreten als männliche Nutzer. Ihre Nutzungsweisen unterscheiden sich erheblich: Mädchen veröffentlichen und kommentieren vor allem gern Selfies. Dabei steht die traditionelle geschlechtsrollenkonforme Darstellung oft im Zentrum. Es geht primär um das Sich-schön-Machen und um Mode, um das Ausloten der Attraktivität und um Sexyness. Neben Mainstream-Bildern werden aber auch Körper sichtbar gemacht, die Besonderheiten aufweisen, Stigmata demonstrieren oder auf bestimmte sexuelle Präferenzen verweisen. Somit wird Diversität von Menschen einer modernen Gesellschaft abgebildet, und es relativieren sich Idealisierungen von Körpern. Jungen bemühen sich häufig um die Herausstellung männlicher Attribute wie Stärke, Macht und Coolness. Allerdings treffen markige Sprüche und Kraftausdrücke nicht in jedem Milieu auf große Akzeptanz, gilt ein solcher Habitus doch mitunter als prollig und verpönt. In bestimmten Kreisen führt ein solches Verhalten durchaus zur Stigmatisierung und zu sozialer Distanz.

Dass vor allem der physische Körper und seine Präsentation seit geraumer Zeit mehr Bedeutung bekommt, verwundert in soziologischer und sozialpsychologischer Hinsicht nicht. Der Körper ist die Verbindung zur Welt. In einer Zeit, die schnelllebig, flüchtig und überkomplex ist, in der es Kontingenz und Unverlässliches gibt, scheint der Körper – so hat es die Psychologin und Psychotherapeutin Verena Kast ausgedrückt – für Verlässlichkeit zu stehen. Er ist der zentrale Ort, an dem sich Identität ausdrückt und wo sich Menschen prinzipiell ihrer Identität vergewissern können. Der Körper bietet Orientierung. Deshalb wird er auch in der Adoleszenz zum Gegenstand von Gesprächen, wird er gestaltet und mitunter verändert, etwa durch ein bestimmtes Training oder Tattoo. Sicherlich werden häufig die Medien, allen voran die TV-Castingshows, für den Kult um den Körper verantwortlich gemacht, diese Sichtweise greift aber zu kurz.

Was auf Instagram an Körperlichkeit, Lebensstil und Befindlichkeiten gezeigt wird, ist grundsätzlich nur ein Ausschnitt. Digitale Selbstdarstellungen haben im Netz bloß einen fragmentarischen Charakter. So bemüht man im Jugendalter einen Dienst wie Instagram allgemein doch eher selten, um längerfristig Krisensituationen zu verarbeiten, sondern es gilt vor allem, ein positives Selbstwertgefühl zu vermitteln. Man möchte anderen zeigen, dass man den Alltag zu bewältigen weiß und dass man seine Entwicklung vorantreibt. Gleichwohl finden sich auch Darstellungen riskanter Verhaltensweisen wie Selbstverletzungen, Essstörungen und diverse Süchte. Doch in der Menge der Bilderfluten sind diese marginal. Prinzipiell gilt: Die Resonanz auf die Bilder bestimmt ihre zukünftige Ausrichtung, denn Likes und Shares sind die Währung. Daran misst sich der Grad der Anerkennung und Aufmerksamkeit seitens der Betrachterinnen und Betrachter. Man erfährt viel darüber, wie andere einen sehen wollen. Bilder, die jedoch nur wenige positive respektive anteilnehmende Reaktionen erzeugen, werden so kaum repliziert. Themen und Storys, die bei den Abonnenten nicht ankommen, werden oftmals nicht weiterverfolgt. In der Konsequenz

attribution man sich mit den Körperbildern, Szenarien und Narrationen, die gewünscht werden und über die man Wertschätzung erfährt: „Loving your content!“, „Voll schöne Seite hast du“, „This is amazing, OMG“.

## Nahezu grenzenlose Identitätsbasteleien

Die Selbstdarstellung auf den sozialen Netzwerken ist prinzipiell optional, und die Ausgestaltung des jeweiligen Profils obliegt jungen Menschen selbst. Sie entscheiden, in welcher primären Rolle und welchen weiteren Rollen sie sich präsentieren wollen – etwa als Gamer, Leistungssportler, Pferdemädchen, Maler, Musiker, Naturliebhaber, Globetrotter, Fußballfan, Kraftprotz oder Beauty-/Partyqueen. Der Identitätsbastelei sind im Grunde kaum Grenzen gesetzt. Die Konfrontation mit den Bildern vom eigenen Selbst sorgt dafür, dass man sich als Spiegelwesen gegenübertritt und sich beim Betrachten sowie Bearbeiten, Löschen und Archivieren der Fotos mit seinen Teilselbsten auseinandersetzt. In der Folge kommen junge Menschen sich selbst näher und lernen sich besser kennen, mitunter können sie sich aber auch entfremden oder auf bestimmte Merkmale reduzieren. Wird Selbstoptimierung und Perfektionismus zum Zwang, kann es zu psychischen Störungen und sozialen Konflikten kommen.

Eine gewisse Verwirrtheit und Neuerfindungen des Ich gehören im Jugendalter durchaus dazu, denn diese Lebensphase gilt nach wie vor als krisenanfällig. Fragen nach dem Sinn des Lebens, nach der Selbstpositionierung in dieser Welt und der Ausrichtung des Selbst sind dringlich. Unmittelbare Begegnungen und Gespräche mit Eltern und Freunden, aber auch Spiegel- und Resonanzräume wie Onlinenetze helfen dabei. Sie können aber ebenfalls auch schlechte Berater sein. So besteht insgesamt anhand der Bildpraktiken und des Geschichtenerzählens in Kurzform der Eindruck, dass die Identitätssuche junger Menschen bei Instagram und in anderen sozialen Netzwerken mehrheitlich mit Spaß, Kreativität

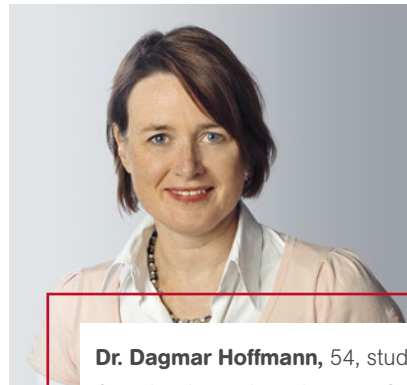
# Die Resonanz auf die Bilder bestimmt ihre zukünftige Ausrichtung, denn Likes und Shares sind die Währung.

und Leidenschaft einhergeht, überdies aber auch einen ernsten Unterton haben kann, der sich an dem hier und da zu findenden Diktum „be yourself or be nobody“ manifestiert. —



### Mehr wissen

Weitere Infos finden Sie ab **Seite 96**.



**Dr. Dagmar Hoffmann**, 54, studierte zunächst Sozialarbeit/ Sozialpädagogik und später Soziologie. Seit 1995 ist sie im Wissenschaftsbetrieb tätig, seit 2011 als Professorin für Medien und Kommunikation an der Universität Siegen. Zu ihren Forschungsschwerpunkten zählen Medien-, Körper- und Jugendsoziologie, insbesondere Mediensozialisation von Heranwachsenden, Medienpraktiken im Netz und Partizipationsforschung. Hoffmann ist Mitherausgeberin der Zeitschrift „Diskurs Kindheits- und Jugendforschung“ sowie Mitglied im Kuratorium der Freiwilligen Selbstkontrolle Fernsehen. 2018 erschien das Handbuch „Mediensoziologie“, das sie zusammen mit Prof. Dr. Rainer Winter herausgegeben hat.



# Starke Bewegung

Ein Schuldirektor, ein Theatererlebnis, eine Idee: Das waren die Startzutaten für das inklusive Tanzprojekt eines Gymnasiums in Duisburg. Heute hat es bundesweit Leuchtturmfunktion – auch dank des Engagements des Klavier-Festivals Ruhr.

---

Text Andrej Klahn Fotos Markus J. Feger

**Wie alles begann?** An diese Geschichte können sich die Beteiligten heute noch so lebhaft erinnern, als sei sie erst gestern passiert. Sie handelt von einem Jungen, der großes Lampenfieber hat. Und von einem Rektor, der – als der Junge auf die Bühne tritt – begeistert ist. So begeistert, dass er beschließt, an seiner Schule ein inklusives Tanzprojekt auf den Weg zu bringen. Acht Jahre ist das mittlerweile her. Der Schüler, der zunächst nicht auftreten wollte, heißt André. Damals besuchte er die Mittelstufe der Buchholzer Waldschule, eine Förderschule mit Schwerpunkt Geistige Entwicklung. Im Publikum saß Lutz Peller, der damalige Leiter des kulturell sehr vielfältigen Ely-Heuss-Knapp-Gymnasiums in Duisburg-Marxloh. Peller war so angerührt von Andrés Auftritt, dass er seinen

Schülern die Möglichkeit geben wollte, gemeinsam mit den Jugendlichen der Buchholzer Waldschule zu tanzen. Wie sehr alle Beteiligten in ihrer Entwicklung von einer solchen Begegnung profitieren würden, war ihm sofort klar.

Dass Kinder und Jugendliche ganz unterschiedlicher Schulen zusammen in Konzerthallen auftreten, verdankt sich dem Engagement des Klavier-Festivals Ruhr. Das Festival ist eigentlich dafür bekannt, Klassik-Weltstars ins Ruhrgebiet zu bringen. Nebenbei hat es mit Beharrlichkeit und Leidenschaft ein vielfältiges Education-Programm aufgebaut, das mittlerweile bundesweit als vorbildlich gilt. Seit zehn Jahren schickt es Tanz- und Musikpädagogen in Duisburger Klassen. Die Buchholzer Waldschule war neben





**Der mehrfach ausgezeichnete Konzertpianist** Fabian Müller (linkes Foto, vorn) wirkt regelmäßig bei den Aufführungen der Education-Projekte mit. Die Tänzerin und Choreografin Yasha Wang legt Wert darauf, dass die Kinder und Jugendlichen die Schritte und Bewegungen selbst entwickeln.

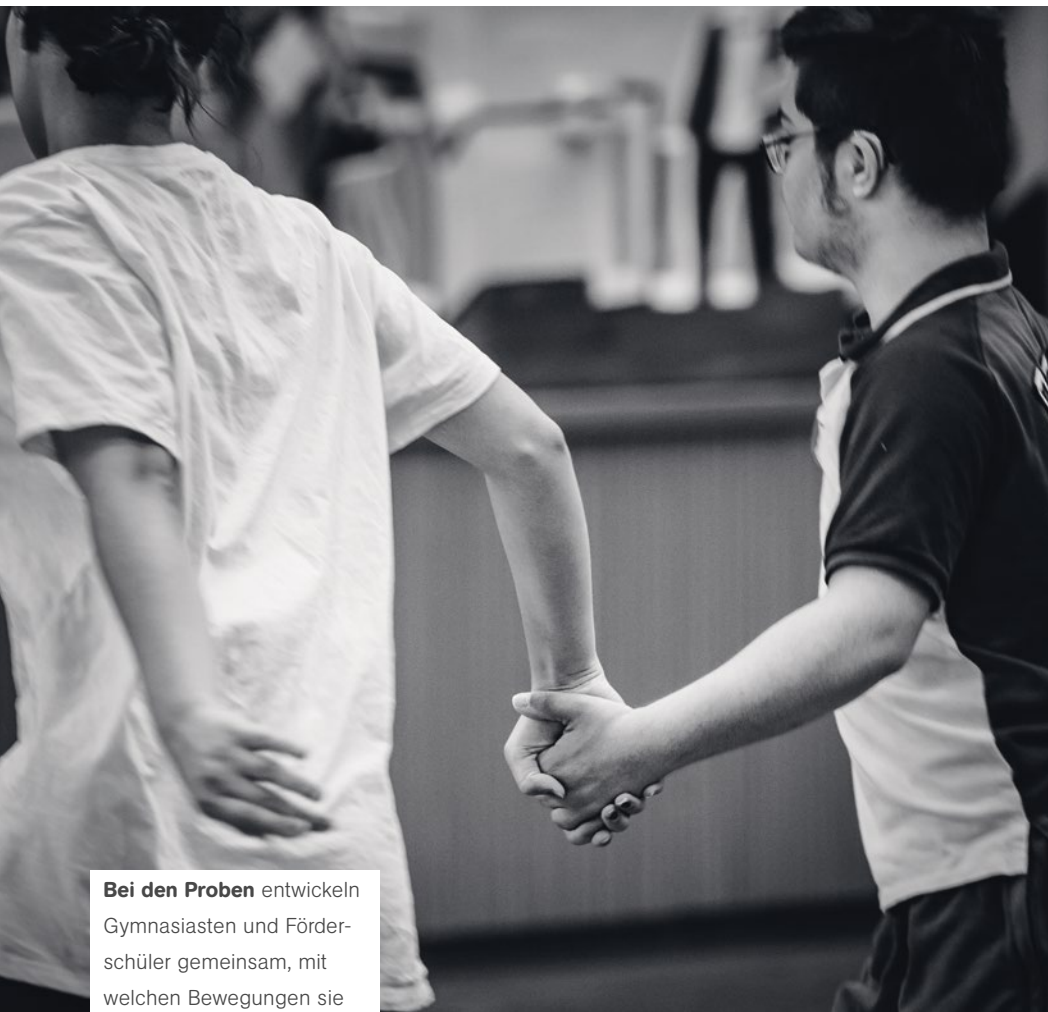
einer Grundschule in Marxloh von Anfang an einbezogen. Im Laufe der Jahre weitete sich das Engagement auf weitere Grundschulen, eine Gesamtschule und das Elly-Heuss-Knapp-Gymnasium aus. 2018 waren 600 Schüler beteiligt. Speziell an diesem Inklusionsprojekt wirkten 20 Jugendliche aus der elften Jahrgangsstufe des Elly-Heuss-Knapp-Gymnasiums, elf Schüler der Buchholzer Waldschule unterschiedlichen Alters und 14 Grundschüler mit.

„Gerade für Kinder und Jugendliche, die über wenig Sprache verfügen, bieten Musik und Tanz vielfältige Möglichkeiten, in einen gleichberechtigten Dialog zu treten“, sagt Tobias Bleek, der das Education-Programm des Klavier-Festivals Ruhr entwickelt hat. Dass diese kreativen Begeg-

nungen auf Augenhöhe stattfinden, ist das Ziel des inklusiven Projekts. Die künstlerische Arbeit soll den Jugendlichen Freiräume jenseits des Alltags eröffnen, in denen sie erfahren können, wie Vielfalt produktiv wird.

Bevor die Gymnasiasten, die Grund- und die Förderschüler gemeinsam eine Choreografie entwickeln, erarbeiten sie zunächst getrennt voneinander einzelne Bewegungen. Danach folgen intensive gemeinsame Proben im Elly-Heuss-Knapp-Gymnasium. Wichtig in dieser Begegnungsphase sind schon beim Aufwärmen immer wieder Übungen und Improvisationen, die die Kontaktaufnahme zwischen den Kindern und Jugendlichen erleichtern: durchchoreografierte Begrüßungsrituale, Umarmungen oder >





**Bei den Proben** entwickeln Gymnasiasten und Förderschüler gemeinsam, mit welchen Bewegungen sie die musikalische Stimmung darstellen möchten.

➤ gegenseitiges Abklatschen. Dabei zeigen sich die zunächst etwas distanzierten Gymnasiasten häufig beeindruckt von der Fähigkeit der Förderschüler, sich frei und ungehemmt zu bewegen. Die Förderschüler wiederum fühlen sich von ihren Partnern akzeptiert und wertgeschätzt.

Geleitet wird das Projekt von der Tänzerin und Choreografin Yasha Wang. Wang kann auf eine lange internationale Karriere zurückblicken. Ihre Ansprüche sind hoch, wenn sie mit den Jugendlichen Szenen anlegt. „Das Thema und die Musik sucht das Festival aus“, sagt Wang. „Aber mir ist wichtig, dass die Kinder selbst die Schritte und die Bewegungen entwickeln.“ Wang geht dabei häufig von Alltagsgesten aus, um allen Jugendlichen die Möglichkeit zu geben, sich

einzubringen. Die Musik, die das Festival projektübergreifend vorgibt, ist von den Hörgewohnheiten der Jugendlichen hingegen denkbar weit entfernt – seien es Werke von John Cage, György Ligeti, Béla Bartók oder zuletzt Maurice Ravel.

Barbara Wedekind, seit 15 Jahren Leiterin der Buchholzer Waldschule, hatte zunächst die Sorge, dass es ihre Schüler überfordern könnte, eine schwierige Choreografie zu erlernen. Heute sind diese Bedenken weitgehend ausgeräumt. Denn im Laufe der Jahre haben sich alle Beteiligten in ihren Vorstellungen einander angenähert. Yasha Wang hat einzuschätzen gelernt, was sie den Jugendlichen zumuten kann. Auf der anderen Seite haben die Lehrer der Buch-



holzer Waldschule festgestellt, dass die vermeintliche Überforderung ihrer Schüler durchaus produktiv sein kann. „Vielleicht sind wir ein bisschen betriebsblind, weil wir die Kinder und Jugendlichen schon so lange kennen“, sagt Barbara Wedekind. „Deswegen ist es gut, wenn Menschen von außen kommen, die unvoreingenommen an die Sache herangehen und sagen: ‚Mach doch einfach mal!‘“

Kurz vor Schuljahresende mündet die im Juni beginnende intensive Probenphase in eine große Aufführung im Landschaftspark Duisburg-Nord. Dass am Ende des Prozesses auch ein Stück herauskommt, ist für Yasha Wang wichtig. Ein gemeinsames Ziel haben, vor 500 Zuschauern tanzen, im Applaus des Publikums baden – das

motiviert die Gymnasiasten, die Förder- und Grundschüler gleichermaßen. Voraussetzung für ihren Erfolg ist, dass sie ihn nur gemeinsam haben können. Belohnt werden sie dafür mit Anerkennung, nicht nur von den Eltern und Lehrern, sondern auch von den Mitschülern, die die Vorstellung besuchen.

Auch die Verantwortlichen sind begeistert von der Kooperation. „Für unsere Schule ist das ein enormer Zugewinn. Die Schüler bilden Sozialkompetenzen aus, die sich im normalen Unterricht nicht entwickeln lassen“, sagt René Ochodlo, der das Projekt am Elly-Heuss-Knapp-Gymnasium betreut. „Unsere Schüler erleben einen enormen Schub in der Persönlichkeitsentwicklung“, hat wiederum Barbara Wedekind >





**Schüler, Musik- und Tanzpädagogen** gehen oft an ihre Grenzen, damit etwas Großes gelingt. Die öffentliche Aufführung krönt die mehrwöchige Probenzeit.

➤ festgestellt. Dabei ist das Tanzen, das Erlernen anspruchsvoller Bewegungsfolgen genauso wichtig wie der ungezwungene Kontakt mit den Regelschülern.

Zum Erfolgsrezept dieses von der Stiftung Mercator und der Firma Klöckner finanziell seit Jahren unterstützten Projektes gehört nicht zuletzt auch, dass alle Beteiligten die Zusammenarbeit von Anfang an als offenen Prozess verstanden haben. Zielvorgaben gab es keine, dafür aber intensive Diskussionen und Nachbereitungstreffen. „Wir alle müssen immer wieder neu an unseren Grenzen arbeiten, nicht nur die Schüler, sondern auch die beteiligten Lehrer und die Musik- und Tanzpädagogen“, betont Tobias Bleek vom Klavier-Festival Ruhr.

In Zeiten extrem verdichteter Lehrpläne und zunehmenden Leistungsdrucks ist diese Offenheit keine Selbstverständlichkeit, auch nicht für das Elly-Heuss-Knapp-Gymnasium. Denn in der intensiven Probenphase müssen Jugendliche, die ein Jahr vor dem Abitur stehen, zeitweilig aus dem Unterricht genommen werden. Das wurde zunächst nicht von allen Lehrern vorbehaltlos mitgetragen, erinnert sich René Ochodlo. Doch auch das hat sich geändert. Im ersten Jahr saßen drei seiner Kollegen unter den Zuschauern der Aufführung, im letzten Juli waren es 20. —

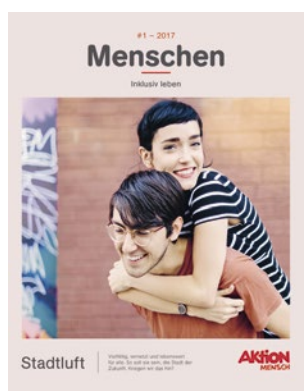
Betreff: **Online-Leserbefragung**

# Sagen Sie uns die **Meinung!**

Liebe Leserin, lieber Leser,

Menschen. Inklusiv leben möchte mehr als unterhalten. Das Magazin soll seinen Leserinnen und Lesern, die sich in ihrem beruflichen, ehrenamtlichen oder privaten Umfeld öfter mit Inklusion auseinandersetzen, Anstöße und Diskussionsbeiträge liefern. Es soll gute Beispiele vor Augen führen, wie Inklusion gelingen kann, oder auch wertvolle Hinweise zu weiterführenden Informationen bieten. Gelingt das? Gibt es auch Ihnen Anregungen, die Sie weiterbringen? Oder vermissen Sie etwas? Das möchten wir wissen. Damit wir Menschen. Inklusiv leben noch besser machen können.

Zu dem Zweck führen wir in Zusammenarbeit mit dem unabhängigen Meinungsforschungsinstitut YouGov Deutschland GmbH eine Online-Leserbefragung durch. Unter dem Link [www.aktion-mensch.de/leserumfrage](http://www.aktion-mensch.de/leserumfrage) finden Sie bis zum 4. Februar 2019 einige Fragen. Sie zu beantworten, dauert nur etwa fünf bis sieben Minuten!



**Jetzt mitmachen!**  
Die Online-Leserbefragung läuft bis zum 4. Februar 2019.  
[www.aktion-mensch.de/leserumfrage](http://www.aktion-mensch.de/leserumfrage)

Unter den Teilnehmern verlosen wir attraktive Preise. Wenn Sie an der Verlosung teilnehmen möchten, geben Sie bitte am Ende des Online-Fragebogens Ihre Mailadresse an.

**Wir verlosen 3 Erlebnis Gutscheine der Jochen Schweizer GmbH im Wert von je 250 Euro (einlösbar für über 2.500 Aktivitäten in ganz Deutschland) sowie 10 Jahreslose der Aktion Mensch mit der Chance auf einen monatlichen Gewinn von 1 Million Euro.**

Mit Ihren Antworten helfen Sie uns, „Menschen. Inklusiv leben“ für Sie noch relevanter zu machen. Nutzen Sie diese Chance! Für Ihre Mühe danken wir Ihnen herzlich.

Ihre Redaktion von Menschen. Inklusiv leben

**DAS WIR GEWINNT**

**AKTION  
MENSCH**





# Tolle Typen



Vorbilder sind Personen oder Dinge, die als richtungsweisende Muster, als Ideale angesehen werden. Drei junge Leute über Menschen, die für sie Leitbilder sind.

Protokolle Petra Bäumer

**Tom, 15, Köln.**

**Vorbild: Monchi, Sänger.**

Es ist bei mir nicht so, dass ich nur ein krasses Vorbild habe. Es sind mehrere Leute, die ich mir aussuche und wegen bestimmter Sachen feiere.

**Monchi** von Feine Sahne Fischfilet steht für mich dafür, immer seine Meinung zu sagen, egal, was ist. Sich mehr zu trauen, auch wenn man selbst eher schüchtern ist. Man sieht so oft Leute, die sich nicht einsetzen, wenn etwas passiert – wenn jemand beleidigt wird, wenn jemand sich rassistisch äußert. Ich kenne diese Situationen, in denen man denkt: „Hm, finde ich nicht gut“ – und dann sagt man doch nichts.

Zuerst kannte ich hauptsächlich die Musik von Feine Sahne Fischfilet. Wirklich fasziniert hat mich aber der Film „Wildes Herz“ über Monchi und seinen Weg. Wie sich aus einem Typen aus der Hooliganszene jemand entwickelt, der sich stark gegen Rechts einsetzt. In dem Dokumentarfilm geht es auch darum, wie er aus dieser Szene ausgestiegen ist. Er erzählt, wie er irgendwann immer stärker hinterfragt hat, mit welchen Liedern und Leuten er da eigentlich durch die Stadt zieht. Wie er gemerkt hat: „Das ist rassistisch, das ist Scheiße, das will ich nicht.“ Und dann hat er damit abgeschlossen. Heute organisiert er Konzerte in

ostdeutschen Kleinstädten und hat beim #wirsindmehr-Konzert in Chemnitz mitgemacht.

Musik spielt eine große Rolle, wenn man viele Leute erreichen will. Ich spiele selbst Gitarre seit ich neun bin und produziere eigene Songs. Musik kann auch als Protest funktionieren. Das hat man zum Beispiel Anfang September beim Konzert #wirsindmehr gesehen.

Monchi macht bei allem sein Ding. Er interessiert sich nicht für Aussehen und Oberflächlichkeiten. Er lässt sich nicht reinreden, sich nicht so leicht verunsichern. Ich finde, er hat eine besondere Art mit der jetzigen Gesellschaft und dem, was gerade passiert, umzugehen. Er wehrt sich – durchaus mit Humor. Er weiß aber auch, wann es ernst ist. Ich bewundere, wie er sich Fremdenfeindlichkeit entgegenstellt. Das macht mir Mut, selbst etwas zu tun. Ich würde mich gerne mehr engagieren: mehr auf Demos gehen, etwas Soziales machen, mich vielleicht in der Flüchtlingshilfe einsetzen. Oder eben einfach nur im Kleinen. Einfach mal aufstehen und sich wehren, wenn man mitbekommt, dass etwas Unrechtes passiert. >



> **Sara, 19, Hombrechtikon, Schweiz.**  
**Vorbild: Frau P., Pflegeheimbewohnerin.**

**Frau P.** war bereits 93 Jahre alt, als ich sie kennenlernte, und körperlich schon ziemlich schwach. Aber sie hatte einen unglaublich starken Willen. Sie war die erste Bewohnerin bei uns im Pflegeheim, die ich alleine pflegte: eine starke, selbstständige Frau – und sturköpfig. Manchmal führte das zu schwierigen Situationen. Sie fiel oft hin, weil sie sich nicht mehr richtig auf den Beinen halten konnte, aber unbedingt ohne Hilfe auskommen wollte. Dadurch hatte sie viele blaue Flecken. Als ich sie fragte, ob das nicht wehtue, lächelte sie und sagte, das sei es absolut wert, wenn sie dafür manche Dinge weiter allein machen könne.

Jedes Mal, wenn ich zu ihr ging, und auch wenn ich wieder aus ihrem Zimmer kam, hatte ich ein Lächeln auf den Lippen. Sie bedankte sich unglaublich oft und nahm sich Zeit für kleine, aufmerksame Beobachtungen. Als ich ihr beispielweise erzählte, wie sehr ich Elefanten liebe, nannte sie mich danach gern „Elefantenkind“. Und sie war witzig. Sogar auf dem Sterbebett hat sie es noch geschafft, mich zum Lachen zu bringen.

Für mich war Frau P. eine Inspiration. Wir philosophierten über das Leben, sprachen über tiefgründige Dinge – über den Krieg und den Tod genauso wie über das Schöne im Leben. Sie war extrem schlau. Wenn wir gemeinsam Spaziergänge machten, dann kannte sie jede Blume, jeden Strauch. Sie kannte sich in Politik aus, in der Poesie und der Wissenschaft. Und sie wusste auch mit 93 Jahren noch sehr genau, was in der Welt passiert – und konnte sich immer wieder über Donald Trump aufregen.

Ich weiß, dass sie viel durchgemacht hat. Sie war als Krankenschwester im Zweiten Weltkrieg, hat dort ihren Liebsten verloren. Obwohl sie Gründe gehabt hätte, um verbittert zu werden, ist das nicht passiert. Eher im Gegenteil. Sie hat es durchge-



standen und sich ihr Lachen bewahrt. Und immer ihren Weg gefunden. Wenn ich an sie denke, dann ist das wie ein Katalysator für mich und mein Leben. Für mich war sie eine besondere Frau: eine lebenswerte alte Dame, die sehr klar ausdrücken konnte, was sie fühlte. Von ihr habe ich gelernt, mehr zu sagen, was ich fühle, Unterhaltungen nicht zu führen, wenn sie mir zu banal sind, und alles ernst zu nehmen, was um mich herum passiert.

Eine Erinnerung daran, wofür sie steht, hat sie mir zwei Tage vor ihrem Tod geschenkt: den besten Bleistift, den ich je bekommen habe. Er ist blau, ganz simpel und auf dem hinteren Teil steht: Die Waffe der Frau.



**Ylva, 15, Freiburg.  
Vorbild: Leeroy Matata, Rollibasketballer  
und YouTuber.**

**Leeroy** bringt mich mit seinen Videos immer zum Lachen – und zum Lächeln. Er ist ein großes Vorbild für mich, im Alltag und beim Rollstuhlbasketball. Es war Leeroy's erstes YouTube-Video, das mich direkt begeistert hat. Darin spricht er über seinen Sport und erzählt von seinem großen Traum, einmal bei den Paralympics dabei zu sein.

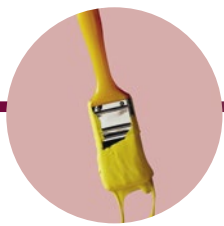
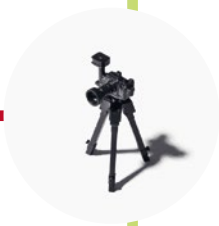
Seit ein paar Monaten spiele ich selbst Rollstuhlbasketball. Ich fand das eigentlich schon immer cool, irgendwann bin ich einfach hingegangen. Leeroy's Geschichte motiviert mich dabei total. Er hat es bis in die Nationalmannschaft geschafft. Das ist auch für mich Ansporn beim Training. Da muss ich jetzt nämlich erst mal alles lernen, Dribbeln, Taktik und dazu Krafttraining machen. Im Moment bin ich noch ganz am Anfang, aber ich weiß: Ich will weiterkommen, irgendwann einmal in der Liga spielen. Dabei finde ich Leeroy mega inspirierend mit seiner sympathischen und positiven Art.

Dass er auch eine Behinderung hat, spielt eine große Rolle, denn ich weiß ganz oft, worüber er redet. Und ich mag, wie locker er ist, und liebe seinen Humor. Ich gehe selbst sehr humorvoll mit meiner Behinderung um, das ist der beste Weg, finde ich. Leeroy hat eine total gute Art, darüber zu reden oder auch Witze zu machen. Oder es eben gar nicht groß zum Thema zu machen. Das hat bei mir auch gut funktioniert. Als ich neu in meine Klasse kam und die einzige mit einer Behinderung war, war das erst mal ungewohnt. Jetzt ist das alles sehr locker und total normal. Und mittlerweile kann fast jeder in meiner Klasse einen Wheelie (Anmerkung der Redaktion: den Rollstuhl nur auf den Hinterrädern balancieren).

Wenn ich mir Leeroy's Instagram-Stories ansehe, habe ich das Gefühl, wir haben bei vielen Themen die gleiche Sicht. Er scheint jemand zu sein, der nicht sofort sauer ist, wenn man eine andere Meinung hat. Jemand, der offen ist, den man erst mal alles fragen kann. Und er sagt klar seine Meinung, wenn es um Mobbing, Vorurteile oder Rassismus geht. Ich finde, er ist ein ganz wundervoller Mensch, der auch noch richtig gut Basketball spielt. —



# Ziel: Beruf



Fotos: Stocksy/Yaroslav Danychenko; Stocksy/Audrey Shtecinj (3) (links); Städtische Hauptschule Kamen (rechts)

Über zwei Millionen Menschen zwischen 20 und 34 Jahren blieben 2016 in Deutschland ohne Berufsausbildung. Wie können Pädagogen, Eltern und Ausbilder Jugendliche bei ihrer Suche nach einem Beruf und einem Ausbildungsplatz sowie während der Ausbildung unterstützen? Einschätzungen von Praktikern und einer Auszubildenden.

---

**Interviews** Marion Theisen



## *Beatrix Günnewig,*

Leiterin der Hauptschule Kamen

### **Wie unterstützt man junge Menschen, die schlechtere Chancen auf dem Ausbildungsmarkt haben, am besten dabei, die passende Ausbildung zu finden?**

In berufsbildenden Maßnahmen, Projekten und mehreren Praktika testen die Schülerinnen und Schüler ab der Jahrgangsstufe sieben regelmäßig ihre Fähigkeiten und Neigungen. Dazu gehören Projekte zur Berufsorientierung wie beispielsweise Komm auf Tour von der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, Potenzialanalysen, Block- und Langzeitpraktika. Alle Kinder und Jugendlichen werden dabei individuell begleitet von ihren Klassenlehrern und speziell qualifizierten Berufswahllehrern. Zusätzlich gibt es in unserer Schule ein Berufsorientierungsbüro. Dort sind drei Mitarbeiter beschäftigt, die in erster Linie Schülerinnen und Schülern, die durch ihr Elternhaus >



> nicht unterstützt werden oder durch eine Behinderung benachteiligt sind, bei der Berufswahl und Bewerbung helfen.

### **Welche Förderangebote gibt es auf dem Weg zur Ausbildung?**

Sobald bei Schülern ein Förderbedarf festgestellt wird, bekommen sie in der Regel Anspruch auf Förderung und weitergehende Unterstützung in der Berufsbildung. Vor allem bei Jugendlichen mit dem Förderschwerpunkt Lernen finden ab der neunten Klasse regelmäßige Gespräche mit Pädagogen, den Schülern und ihren Eltern statt, um über die Berufswahl und eventuell damit verbundene Probleme zu sprechen. Dabei muss auch entschieden werden, ob der festgestellte Förderbedarf beibehalten werden soll.

### **Bereiten die Lerninhalte aus den Lehrplänen die Schüler gut auf die Ausbildung vor?**

Davon bin ich fest überzeugt. Gerade Hauptschüler sind gut auf das Berufsleben vorbereitet, denn unsere Lehrpläne haben einen hohen berufs- und lebenspraktischen Anteil. Wir bieten Fächer wie Arbeitslehre, Wirtschaft, Hauswirtschaft und Technik an, in denen die Schüler viel fürs Leben lernen. An unserer Hauptschule können die Jugendlichen außerdem auch praktische Berufserfahrungen sammeln. Der Schulkiosk und eine Seifenproduktion laufen als Schülerfirmen, in denen die Jugendlichen freiwillig arbeiten können wie in einem echten Betrieb.

### **Welche Rolle spielen an Ihrer Schule Kooperationen mit der Wirtschaft? Welche Formen haben sich besonders bewährt?**

Kooperationen sind auf jeden Fall sinnvoll. Unsere Schule arbeitet mit einer großen Zahl von Betrieben zusammen, die immer wieder Praktikanten einstellen. Außerdem haben wir offizielle Vertragspartner, die unsere Schülerfirmen unterstützen. Damit die Schüler auch schon vor dem Praktikum wissen, was sie erwartet, kommen regelmäßig Einzelhändler in die Klassen, die ihren Beruf vorstellen und für eine Ausbildung in ihrem Betrieb werben.



## *Frank Neises,*

Bundesinstitut für Berufsbildung

### **Wie inklusiv ist der deutsche Ausbildungsmarkt?**

Deutschland hat mit sechs Prozent die niedrigste Jugendarbeitslosigkeit in der Europäischen Union. Die Entspannung auf dem Arbeitsmarkt kommt aber nicht bei allen an: Wenn Jugendliche nur wenig Schulbildung, einen Migrationshintergrund oder eine Behinderung haben, finden sie schwerer einen Ausbildungsplatz als andere. Mehr als zwei Millionen Menschen zwischen 20 und 34 Jahren blieben laut Berufsbildungsbericht im Jahr 2016 in Deutschland ohne berufliche Qualifikation. Das sind rund 14 Prozent. Bei den Jugendlichen, die von einer Förderschule kommen, finden nur drei von 100 direkt im Anschluss eine Ausbildung.

### **Wie könnte man diese Situation verbessern?**

Statt die Probleme beim Ausbildungserwerb den jungen Menschen mit Einschränkung oder schwierigen Lebenslagen zuzuschreiben, sollte man im Bildungssystem und den Betrieben stärker dafür sorgen, dass ihre Teilhabe ermöglicht wird. Es wäre gut, wenn die Arbeitgeber mehr auf die Fähigkeiten der Bewerber achten statt auf Beeinträchtigungen oder Defizite. Man sollte sich von Zugangsbarrieren verabschieden – beispielsweise der sogenannten Ausbildungsreife. Stattdessen sollte gefragt werden, wie Ausbildung im individuellen Fall möglich werden kann. Die Gestaltung der Ausbildung müsste flexibler auf die jeweilige Person ausgerichtet werden – etwa indem man die Ausbildung in Teilzeit vereinbart, sie verlängert oder andere Bildungsträger mit einbindet. Das ist sinnvoll für Jugendliche, für die eine Vollausbildung eine zu hohe Hürde darstellt oder die parallel andere Aufgaben zu bewältigen haben wie Kinderbetreuung,

Spracherwerb oder therapeutische Hilfen. Auch der Einsatz von Hilfsmitteln und die Unterstützung bei Prüfungen ließen sich ausweiten.

### **Wie könnten Unterstützungsstrukturen für eine inklusive Ausbildung aussehen?**

Einige gute Maßnahmen und Konzepte gibt es schon, bei denen reguläre Ausbildungsverhältnisse begleitet oder unterstützt werden, zum Beispiel die assistierte Ausbildung. Der Vorteil liegt darin, dass es sich nicht um einen Sonderweg außerhalb des allgemeinen Arbeitsmarktes handelt. Azubi, Betrieb und Berufsschule bekommen passgenaue Hilfen. Ein ähnliches Modell bietet die begleitete betriebliche Ausbildung für Jugendliche mit Behinderung. Die Berufseinstiegsbegleitung setzt schon in der Schule ein. Bei ihr geht es darum, dass die Jugendlichen bis zum Schulabschluss durchhalten, eine Ausbildung finden und während ihrer Dauer am Ball bleiben.

### **Wieso gelingt es bislang nicht, allen eine Ausbildung zu ermöglichen?**

Aktuell gibt es auf der einen Seite offene Ausbildungsstellen, auf der anderen Seite viele junge Erwachsene, die eine Lehrstelle suchen, für die vorhandenen aber nicht qualifiziert genug sind. Um diese Situation zu verändern, bräuchte man einen Zuwachs an Ausbildungsplatzangeboten. Da die Wirtschaft diesen aktuell nicht einrichten kann, ginge das nur mit einer öffentlich geförderten Ausbildung. Es gibt bereits die außerbetriebliche Ausbildung, bei der aber eng mit Betrieben und Unternehmen kooperiert wird, um den Übergang in Erwerbsarbeit zu sichern.

Eine konzeptionelle Weiterentwicklung dieses Ansatzes, noch näher an den betrieblichen Anforderungen und Bedarfen ausgerichtet, wäre eine weitere Idee. Vollständige Inklusion am Ausbildungsmarkt wird man auch nicht sicherstellen können, ohne dass man Sonderfördereinrichtungen mit einbezieht: Berufsbildungswerke, verschiedene Bildungsträger oder spezielle Zentren beispielsweise für Hörgeschädigte. So oder

so, das Ziel muss sein, möglichst allen jungen Menschen berufliche Handlungsfähigkeit zu vermitteln, die den Weg in die Erwerbsarbeit ebnet und damit auch die Teilhabe an anderen Bereichen in der Gesellschaft sichert.

### **Ziehen Unternehmen und Berufsschulen mit?**

Angesichts des zunehmenden Fachkräftemangels steigt in der Wirtschaft das Interesse, die Begabungen von jungen Menschen mit Einschränkungen auszuschöpfen, statt sie in Sondersysteme zu verdrängen. Es gibt bereits einige Initiativen der Wirtschaft, etwa UnternehmensNetzwerk Inklusion, das UnternehmensForum oder die Initiative Unternehmen integrieren Flüchtlinge. Hinzu kommen neue Technologien, digitale Arbeitsumgebungen oder Lernmedien, die fast in allen Bereichen neue Möglichkeiten für mehr Teilhabe bieten. Auch berufliche Schulen werden sich in Richtung einer inklusiven Ausrichtung weiterentwickeln müssen – organisatorisch, kulturell und personell.



## *Nesrin Bektas,*

Auszubildende zur Kauffrau für Büromanagement in der Steuerberaterkanzlei Dr. Voßmeyer Dommermuth und Partner in Duisburg

### **Haben es Menschen mit Behinderung oder Migrationshintergrund schwerer als andere, wenn es darum geht, einen Ausbildungsplatz zu finden?**

Für mich persönlich war es eine schwierige Zeit! Und ich glaube, das lag auch an meinem >



➤ ausländischen Namen und an meiner Behinderung. Ein Platz auf dem ersten Arbeitsmarkt ist dadurch schwer zu finden, auch wenn die Zeugnisse super sind. Nach meinem Abitur habe ich drei Jahre lang nach einer Ausbildung gesucht und in dieser Zeit unzählige Bewerbungen geschrieben. Die Bundesagentur für Arbeit bietet Schwerbehinderten viel Unterstützung bei der Suche nach einem Ausbildungsplatz. Irgendwann hatte ich aber dennoch das Gefühl, nicht mehr wählerisch sein zu dürfen. Zum Glück gefällt mir die Ausbildung, die ich schließlich hier gefunden habe, sehr gut.

### **Was müsste sich ändern, um den Übergang zwischen Schule und Beruf leichter zu machen?**

An Gymnasien und Universitäten sollte viel mehr über Berufsperspektiven gesprochen werden. So wie es jetzt ist, wird man irgendwie ins kalte Wasser geworfen. Auch Selbstständigkeit und lebenspraktische Dinge müssten früher auf dem Plan stehen, denn das Leben besteht nicht nur aus Mathe, Bio und Geschichte.

### **Und seitens der Ausbildungsbetriebe?**

Die Arbeitgeber sollten sich offener mit dem Thema Behinderung auseinandersetzen. Viele scheinen gehemmt, Menschen mit Schwerbehinderung einzustellen. Dabei leisten sie, am richtigen Platz eingesetzt, das Gleiche wie alle anderen auch. Dass behinderte Mitarbeiter ständig krank oder unkündbar wären, ist nicht richtig. Wenn sie die nötige Qualifikation mitbringen, sollten Arbeitgeber über ihren Schatten springen und es ausprobieren. So bekämen mehr junge Menschen mit Einschränkungen die Chance, ihre Stärken und Kenntnisse zu beweisen.

### **Was ist im gelebten Berufsalltag bei Ihnen anders als bei anderen Auszubildenden?**

Wegen meiner Behinderung ermüde ich schneller als andere Azubis. Auf die Qualität meiner Arbeit hat das aber keinen Einfluss. Ich mache in unserer Kanzlei genau das Gleiche wie die anderen Auszubildenden. Hilfe brauche ich

nur, wenn ich mal etwas Schweres tragen muss. Das klappt aber sehr gut; die Kollegen sind total hilfsbereit. Treppen steigen wäre auch schwierig, aber zum Glück gibt es einen Aufzug.

### **Was haben die Kollegen von Ihnen oder durch Sie gelernt?**

Das weiß ich nicht, das müsste ich sie mal fragen. Aber ich habe den Eindruck, dass sie mich wegen meines Willens und meiner Offenheit mögen. Und ich schätze sie auch sehr.



## *Willy Graß,*

Personalabteilung Flughafen München, Leitung Betriebliches Gesundheits- und Sozialmanagement

### **Die Gesellschaft wird immer heterogener und mit ihr auch die Auszubildenden.**

### **Wie geht man beim Flughafen München mit mehr Diversität um?**

Bei uns ist Diversität in der Belegschaft völlig normal. Es arbeiten Beschäftigte aus 50 Nationen und Kulturkreisen zusammen. Bei der Flughafen München GmbH haben wir außerdem eine Schwerbehindertenquote von über elf Prozent und daher viel Erfahrung bei der Beschäftigung von Menschen mit unterschiedlichen Voraussetzungen. Wenn neue Mitarbeiter aufgrund einer Behinderung besondere Einschränkungen haben, bereiten wir die Ausbilder mithilfe von externen Fachstellen darauf vor.

Die Mitarbeiter empfinden die Zusammenarbeit bei uns als sehr gut und möchten die Vielfalt

nicht mehr missen. Und wir bekommen viele positive Rückmeldungen von anderen Firmen und den Medien.

### **Brauchen Unternehmen mehr politische und organisatorische Unterstützung, um Auszubildende mit Behinderung oder anderen Beeinträchtigungen beschäftigen zu können?**

Ja, viele Unternehmen brauchen Unterstützung dabei, die ersten Schritte zu gehen. Außerdem müssen die organisatorischen Hürden abgebaut werden. Die Beschäftigung von Menschen mit Behinderung können sich viele Unternehmen immer noch nicht vorstellen. Damit wird diesen jungen Menschen eine Chance verwehrt, ein selbstbestimmtes Leben zu führen. Viele Unternehmen haben auch Angst davor, dass sie alleingelassen werden, wenn es nicht klappt.

### **Was raten Sie Jugendlichen mit Behinderung, die auf Ausbildungssuche sind?**

Jugendliche sollten ihre Ressourcen und Fähigkeiten aufzeigen und den persönlichen Kontakt zu den Personalverantwortlichen der Unternehmen suchen. Das gilt umso mehr, wenn sie eine sichtbare Behinderung haben. Personalern können nicht immer einschätzen, welche Auswirkung diese Beeinträchtigung hat. Bedenken lassen sich in einem persönlichen Gespräch am besten ausräumen. Sich nicht auf jede Stelle zu bewerben, hilft auch. Fähigkeiten und Job sollten immer zusammenpassen. Bei Personalern punktet man, wenn man sie überrascht und vorgefertigte Bilder in ihren Köpfen widerlegt – beispielsweise das vom unselbstständigen Rollstuhlfahrer oder dem Schwerbehinderten, den man nur aus sozialen Gründen einstellt. Die Arbeitgeber müssen spüren, dass sie es mit einem gut vorbereiteten und motivierten Bewerber zu tun haben, der den Job unbedingt möchte und gut qualifiziert ist. —



#### **Mehr wissen**

Weitere Infos finden Sie ab **Seite 96**.

## *Erfolgsmodell*

Vor dem Hintergrund, dass Förderschüler und immer mehr Hauptschüler es schwer haben, einen Ausbildungsplatz zu bekommen, schlossen sich 1999 in Fulda Unternehmer, Bürger sowie das antonius Netzwerk Mensch und der Berufsbildungsverein Grümel zur Perspektiva gGmbH zusammen. Das Ziel: Betriebe und soziale Einrichtungen arbeiten Hand in Hand, um Jugendliche mit schlechten Berufschancen in Ausbildung und Arbeit zu bringen.

Das Konzept umfasst mehrere Phasen. In der Orientierungsphase lernen die Jugendlichen Berufsfelder kennen und trainieren Grundfertigkeiten wie Pünktlichkeit, Sorgfalt, Ausdauer und Sozialkompetenz. Gleichzeitig werden Kontakte zu Betrieben aus dem inzwischen über 90 Unternehmen umfassenden Netzwerk hergestellt. In einem zweiten Schritt lernen die Jugendlichen im ausgewählten Betrieb ihre künftige Tätigkeit kennen, wobei die Stellenprofile die Stärken und Schwächen der Jugendlichen berücksichtigen. Nach einer Hospitation folgen Einarbeitung und Ausbildung, die bis zu zwei Jahre dauern kann. Nach einer erfolgreichen Ausbildung übernehmen die Betriebe die Jugendlichen in der Regel in ein Arbeitsverhältnis. Aktuell prüfen die Träger der mehrfach ausgezeichneten Perspektiva gGmbH, ob sich das Modell auf andere Regionen in Deutschland übertragen lässt.

[www.perspektiva-fulda.de](http://www.perspektiva-fulda.de)



# Mehr wissen

Hier finden Sie weitere Informationen, Adressen und Termine zu den Beiträgen im Heft.

---

## Seite 6–12

### Die Jugend, kein Traum

Eine Auswahl relevanter und interessanter Studien:

- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: Bericht zum Thema: Wertewandel in der Jugend und anderen gesellschaftlichen Gruppen durch Digitalisierung. Berlin 2016. PDF-Download unter: [www.bmfsfj.de](http://www.bmfsfj.de)

- Shell Deutschland Holding (2015): Jugend 2015. Eine pragmatische Generation im Aufbruch. PDF-Download unter: [www.shell.de/ueber-uns/die-shell-jugendstudie](http://www.shell.de/ueber-uns/die-shell-jugendstudie)

- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: 15. Kinder- und Jugendbericht – Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland. Berlin 2017. PDF-Download unter: [www.bmfsfj.de](http://www.bmfsfj.de)

- Marc Calmbach, Silke Borgstedt, Inga Borchard, Peter Martin Thomas, Berthold Bodo Flaig (2016): Wie ticken Jugendliche 2016? Lebenswelten von Jugendlichen im Alter von 14 bis 17 Jahren in Deutschland (Sinus-Studie). Kostenfrei zugänglich unter: [www.link.springer.com](http://www.link.springer.com)

- Lesetipp: Zwei ehemalige Lehrer haben zusammengetragen, was „die Jugend von heute“ auszeichnet und was früher (vielleicht) besser war. Dietrich von Horn, Hein-Dirk Stünitz: Immer diese jungen Leute! 111 Gründe, über die Jugend den Kopf zu schütteln. Schwarzkopf & Schwarzkopf, 2018, ISBN 978-3-86265-705-6

- Hör Tipp: Ein Leben ohne Smartphone? Für die Generation der Zwölf- bis 19-Jährigen kaum vorstellbar. In einem Hörfunkbeitrag von Felicitas Boeselager geht es um Chancen und Möglichkeiten der Digitalisierung. [www.tinyurl.com/y85kkznt](http://www.tinyurl.com/y85kkznt)

- Hör Tipp: Pornografie ist seit Internet und Smartphone überall für jeden verfügbar. In diesem Interview berichtet Sexualforscherin Urszula Martyniuk, wie Pornografie die Sexualität von Jugendlichen verändert. [www.tinyurl.com/y7lkz6c7](http://www.tinyurl.com/y7lkz6c7) (2017)

---

## Seite 28–33

### Eine gemeinsame Sprache finden

- Der „Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leis-

tungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland“, den die Bundesregierung 2017 veröffentlichte, steht zum kostenfreien Downloaden bereit unter: [www.tinyurl.com/kinder-und-jugendbericht](http://www.tinyurl.com/kinder-und-jugendbericht)

- Lesetipp: Eine Analyse der Herausforderungen innerhalb der Kinder- und Jugendhilfe.

Gesellschaftlicher Wandel – Neue Herausforderungen für die Kinder- und Jugendhilfe?! Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe, ISBN 978-3-943847-08-6

---

## Seite 36-41

### Gewagt, geschafft, gewachsen

- Mehr zur auf fünf Jahre angelegten Initiative Kommune Inklusiv der Aktion Mensch unter: [www.kommune-inklusiv.de](http://www.kommune-inklusiv.de)

- Das Projekt Herausforderung der 4. Aachener Gesamtschule stellt sich vor unter: [www.aachener-gesamt.schule/schulkultur/schulprojekte/projekt-herausforderung.html](http://www.aachener-gesamt.schule/schulkultur/schulprojekte/projekt-herausforderung.html)

- Mehr zu den Stockcars der Pisten Raudis gibt es unter: [www.pisten-raudis.de](http://www.pisten-raudis.de)

- Spenden oder aktiv werden für Schulsanitäter mit und ohne Behinderung können Sie unter: [www.tinyurl.com/malteser-schulsanitaetsdienst](http://www.tinyurl.com/malteser-schulsanitaetsdienst)

- Die Angebote der Bildungsmanufaktur sind einsehbar und buchbar unter: [www.schuelerfirma-bildungsmanufaktur.weebly.com](http://www.schuelerfirma-bildungsmanufaktur.weebly.com)

- In Leichter Sprache informiert Schwäbisch Gmünd zum Thema Inklusion unter: [www.schwaebisch-gmuend.de/menschen-mit-behinderung-inklusion.html](http://www.schwaebisch-gmuend.de/menschen-mit-behinderung-inklusion.html)

- Informationen der Landesregierung Baden-Württemberg zu den lokalen Bildungsnetzwerken LoBiN sind zusammengefasst unter: [www.bildungsnetzwerke-bw.de](http://www.bildungsnetzwerke-bw.de)

---

## Seite 50–53

### „Leistung ist mehr als abprüfbares Wissen“

- Der Jakob Muth-Preis, initiiert von Prof. Jutta Schöler, wird an Schulen vergeben, in denen Kinder mit und ohne Förderbedarf vorbildlich gemeinsam lernen. Ausgezeichnete Konzepte finden Sie unter:

[www.jakobmuthpreis.de](http://www.jakobmuthpreis.de)

- Lesetipp: Eine allgemein verständliche Erläuterung der Aspekte inklusiven Unterrichts, aber auch der Übergänge im Leben förderbedürftiger Kinder bietet: Alle sind verschieden: Auf dem Weg zur Inklusion in der Schule. Jutta Schöler, Beltz Verlag, 2009, ISBN 978-3407572202

---

## Seite 66–73

### Ich will etwas verändern

- Mission Inklusion ist ein Projekt der Servicestelle Jugendbeteiligung mit der Aktion Mensch. Hier können sich Jugendliche im Rahmen von Peer-to-Peer-Bildungsangeboten für eine inklusive Gesellschaft engagieren.

[www.mi.servicestelle-jugendbeteiligung.de](http://www.mi.servicestelle-jugendbeteiligung.de)

- Mit der App stadtsache können Städte anhand von Bildern, Geräuschen und kleinen Beschreibungen dokumentiert werden.

[www.stadtsache.de/app.php](http://www.stadtsache.de/app.php)

- Im Projekt LIKRAT (Hebräisch für „aufeinander zu“) wird durch und für Schüler ein unbefangener Zugang zum Judentum vermittelt. [www.likrat.de](http://www.likrat.de)

---

## Seite 74–79

### „Voll schöne Seite hast du“

- Informationen, Zahlen und Fakten zum Cybermobbing finden Sie unter:

[www.klicksafe.de/themen/kommunizieren/cyber-mobbing](http://www.klicksafe.de/themen/kommunizieren/cyber-mobbing)

- Die Aktion Mensch unterstützt das Projekt „NetzStecker“ der Lebenshilfe Münster, das Menschen mit Behinderung beim Umgang mit neuen Medien berät. Mehr dazu unter:

[www.tinyurl.com/netzstecker](http://www.tinyurl.com/netzstecker)

---

## Seite 90–95

### Ziel: Beruf

- Infos, Tipps und Hilfen für den Übergang von der Schule in den Beruf sind online zum Beispiel zu finden unter: [www.ueberaus.de](http://www.ueberaus.de)

[www.kofa.de/dossiers/inklusion-gestalten](http://www.kofa.de/dossiers/inklusion-gestalten)  
[www.inka-projekt.de](http://www.inka-projekt.de)  
[www.inklusion-gelingt.de/ausbildung.html](http://www.inklusion-gelingt.de/ausbildung.html)  
[www.bibb.de/de/697.php](http://www.bibb.de/de/697.php)

- Lesetipp: Nesrin erzählt die Geschichte ihrer Bewerbung im Onlineportal der „ZEIT“: [www.tinyurl.com/diezeit-behinderung](http://www.tinyurl.com/diezeit-behinderung)

---

## Impressum

Menschen. Inklusiv leben. **Herausgeber** Aktion Mensch. **Redaktion Aktion Mensch** Robert Fechner (stellv. Chefredakteur), Sabine Huth (Art-Direktion), Christina Marx (Chefredakteurin, V.i.S.d.P.), Silke Niemann und Sandra Vukovic (inhaltliche Konzeption). **Redaktion und**

**Grafik muehlhausmoers corporate communications** Dagmar Fernholz (Lektorat), Anja-Martina Hamann (Kreativ-Direktion), Camilla van Heumen (Lektorat), Michael Konrad (Produktion), Vivien Lenzen (Redaktion), Dagmar Puh (Projektleitung und Redaktion), Beate Schwarz (Redaktion), Gabriella Seemann (Art-Direktion), Jan Steinhauer (Bildredaktion), Elke Weidenstraß (Lektorat), Charlotte Zellerhoff (Bildredaktion). **Freie Mitarbeiter** Text:

Petra Bäumer, Wibke Bergemann, Gina Bolle, Astrid Eichstedt, Johanna Feckl, Dr. Dagmar Hoffmann, Silke Hooock, Andrej Klahn, Marion Theisen, Stefanie Wulff. Foto und Illustration: Markus Feger, Philip Frowein, Gene Glover, Jann Höfer, Ulrike Myrzik, Roman Pawlowski, Camilla Perkins, Sandro Rybak, Janek Stroich, Frederike Wetzels. **Titelbild** Janek Stroich.

**Anschrift der Redaktion** Aktion Mensch, Heinemannstraße 36, 53175 Bonn, E-Mail: [magazin@aktion-mensch.de](mailto:magazin@aktion-mensch.de), Telefon: 0228 20 92-361. **Leser-/Abonentenservice** Telefon: 0228 20 92-381 oder -366, E-Mail: [magazin@aktion-mensch.de](mailto:magazin@aktion-mensch.de). **Anzeigen und Kooperationen** muehlhausmoers, Beate Schwarz, Spichernstraße 6, 50672 Köln, Telefon: 0221 95 15 33-31, E-Mail: [b.schwarz@muehlhausmoers.com](mailto:b.schwarz@muehlhausmoers.com). **Druck** druckpartner, Essen.

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Illustrationen. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Herausgebers vervielfältigt oder verbreitet werden.

**Für eine bessere Lesbarkeit verwenden wir in den Texten nur die männliche Form. Die weibliche Form ist immer eingeschlossen.**





Nächste  
Ausgabe



#1 – 2019

Von der Schule zum Beruf

## Auf eigenen Beinen

Was kommt nach der Schule? Welcher Weg ist der richtige und macht glücklich? Wie steht es um Inklusion in Ausbildung und Studium in Deutschland? Welche Unterstützung brauchen junge Erwachsene, um den Einstieg in einen Beruf zu finden? Die kommende Ausgabe dieses Magazins klärt, welche Angebote und Hürden es beim Einstieg ins eigenständige Leben gibt.



## Wie Wurst und Ketchup: zusammen einfach am besten.

Die Aktion Mensch setzt sich für eine Gesellschaft ein, in der Unterschiede ganz normal sind. Unterstützen Sie uns dabei! Mit dem Glücks-Los soziale Projekte fördern und gleichzeitig bis zu 2 Millionen\* gewinnen.

Lotterieveranstalter ist die Aktion Mensch e.V., Heinemannstr. 36, 53175 Bonn, AG Mainz, VR 902, vertreten durch den Vorstand Armin v. Buttler. Es gelten die von der staatlichen Lottereaufsicht genehmigten Lotteriebestimmungen. Wenn Sie uns den ausgefüllten Losvordruck zusenden, erhalten Sie von uns ein Bestätigungsschreiben über das Zustandekommen des Lotterievertrages. Den Lospreis buchen wir monatlich von Ihrem Konto ab. Die Teilnahme Ihres Loses an der Lotterie erfolgt

für einen Monat und verlängert sich monatlich jeweils um einen weiteren Monat, bis Sie der Verlängerung widersprechen. Die Lotteriebestimmungen erhalten Sie auf telefonische Anforderung (Tel.: 0228 2092-400) kostenlos per Post oder auf [www.aktion-mensch.de](http://www.aktion-mensch.de). Sie müssen mindestens 18 Jahre alt sein, um ein Los kaufen zu dürfen.

\*Die Gewinnwahrscheinlichkeit für den Höchstgewinn pro Gewinnkategorie beträgt 1:2,5 Mio., die für das Zusatzspiel beträgt 1:25.000.

**Los weg? Neue Chance unter:  
[www.aktion-mensch.de](http://www.aktion-mensch.de)**



# Aktion Mensch

**DAS WIR GEWINNT**

➔ Lose unter [www.aktion-mensch.de](http://www.aktion-mensch.de)





# Gemeinsam groß werden. Und das ist erst der Anfang.

Je früher Kinder lernen, dass Unterschiede ganz normal sind, desto selbstverständlicher werden sie später einmal mit ihnen umgehen.

**Für ein Miteinander wie nie zuvor: Inklusion von Anfang an.**

**DAS WIR GEWINNT**

**AKTION  
MENSCH**

➔ Mehr unter [www.aktion-mensch.de](http://www.aktion-mensch.de)